1,30 DM / Band 33
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Pfähler



Der Pfähler

John Sinclair Nr. 33

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 20.02.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Pfähler

Und es wird die Zeit kommen, wo sich Särge und Grüften öffnen, um den Pesthauch des Bösen in die Freiheit zu entlassen. Oh, ihr Ungläubigen, die ihr die Zeichen nicht erkennt! Hütet euch vor dem Bösen, denn es ist stärker als ihr! Was die Jahrhunderte überdauert hat, was weder Kriege noch Verfolgung zerstören konnten, wird euch überschwemmen wie eine riesige Woge.

Denn niemand hält sie auf.

Die Vampire…

In majestätischem, Glanz durchstießen die schneebedeckten Gipfel der Karpaten die grauen Wolkenschleier. Sonnenstrahlen wurden von gewaltigen Gletscherfeldern reflektiert und explodierten zu gleißenden Lichtkaskaden.

Doch die strahlende Schönheit der Gipfelwelt versank ein paar hundert Meter tiefer in den feuchten Wolkenbergen. Hier wurde die Luft kalt und feucht.

Nebelschleier wanden sich wie Bänder um die hohen Tannen, hüllten das saftige Grün in eine undurchsichtige Watteschicht. Die tiefen Wälder mit ihren verwunschenen Orten, zahlreichen Burgen, Schlössern und geheimnisvollen Gräbern, hatten immer wieder Dichter und Schriftsteller angezogen. Es war die geheimnisvolle Landschaft, die die Poeten faszinierte.

Transsylvanien – ein Name, der Schauer erzeugte, der an die Blutnächte eines Grafen Dracula erinnerte, der seine Opfer auf unvorstellbar grausame Weise umgebracht hatte.

Offiziell hatte sich im Laufe der Zeit zwar alles geändert. Mit dem Vampirglauben war aufgeräumt worden, aber unter dem bürokratischen Deckmantel schwelte die Angst weiter.

Die Dörfler wußten genau, daß man die Überfälle der Bösen nicht einfach mit einer Handbewegung abtun konnte. Die Blutsauger ließen sich nicht verspotten, sie lebten weiter.

Ein untotes, ein schreckliches Leben. Wer wußte schon genau, was sich unter den zahlreichen Grabhügeln verbarg? Welche Gestalten auf ihre Auferstehung warteten, um das Rad der Zeit zurückzudrehen. Angst und Schrecken sollten wie früher die Menschen beherrschen.

Noch immer fürchteten sich zahlreiche Menschen vor der Dunkelheit, sahen zu, daß sie vor Einbruch der Dämmerung in ihre Häuser kamen. Fenster und Türen wurden verriegelt, damit das Böse vorbeigehen sollte.

Knoblauch wurde gehortet. Oft gingen mutige Männer um Mitternacht in die Wälder und schnitten starke Eichenäste von den Bäumen. Die Äste wurden vorn zugespitzt und als vampirtötende Pfähle verwahrt. Kreuze, Amulette und geweihtes Silber wurden verwahrt, um sich in Notfällen verteidigen zu können.

Dracula war tot, aber er hatte viele Nachahmer und Nachkommen. Mit ihm hatte die Vampirflut begonnen. Trotz aller Gegenaussagen. Die Einheimischen wußten es besser. Grausam hatte der Graf geherrscht. Unbeschreiblich waren seine blutigen Taten. Flüsternd gingen die Sagen und Legenden von Mund zu Mund. Die Väter erzählten sie ihren Söhnen, die wiederum gaben sie an ihre Kinder weiter. Und so hielt sich der Glaube an das Böse in den einsamen Orten der wildromantischen Gebirgslandschaft.

Kriege hatten das Land erschüttert. Die einst so stolzen Burgen waren

in Schutt und Asche gelegt worden, und nur noch Fragmente erinnerten an eine wilde Vergangenheit.

Aber gerade diese geheimnisvollen Burgen und Schlösser waren die düsteren Orte, in denen die Vampire ihre Opfer fanden. Oft gehörte der Schloßherr selbst zu den Blutsaugern, lockte die jungen Dorfschönheiten auf sein Schloß, um anschließend mit ihnen in den dunklen Gewölben unter der Erde zu verschwinden.

Tagsüber sah man die Mädchen nie mehr. Doch nachts streunten die bleichen, blutleeren Gestalten in hellen, wallenden Gewändern durch den Wald, um ebenfalls nach Opfern zu suchen.

Aber es gab auch mutige Männer, die dem Vampirterror entgegentraten. Unter dem Zeichen des Kreuzes sagten sie ihnen den Kampf an. Gruppenweise zogen sie in mondhellen Nächten los, bewaffnet mit angespitzten Eichenpfählen, Weihwasserkesseln und silbernen Kreuzen.

Sie hatten viele Vampire getötet, doch einige überlebten. Sie vegetierten in finsteren Gräbern und Grüften dahin, warteten auf ihre Stunde.

Es gab Mahner und Weise, die dies wußten und immer wieder vor der Gefahr warnten, jedoch nicht ernst genommen wurden. Von den offiziellen Stellen wurden sie sogar verfolgt und wenn es besonders schlimm kam, ins Gefängnis gesteckt.

So sorgten die Menschen dafür, daß einige Blutsauger die Zeiten überstanden und nur darauf warteten, wieder aktiv werden zu können…

***

Es war in einer hellen Mondnacht, als Petroc Jurc plötzlich aus dem Schlaf schreckte.

Verwirrt richtete er sich im Bett auf. Er schaute direkt auf das schmale Fenster seiner Dachkammer, blickte durch die Scheibe und sah den Vollmond wie eine helle Kugel am Himmel stehen.

Sein Licht fiel in den Raum, streifte das Bett und hatte den dreißigjährigen Mann geweckt.

Aber war es tatsächlich nur der Mond gewesen? Oder steckte etwas anderes dahinter?

Petroc Jurc runzelte die Stirn. Sein Blut rauschte in den Adern und hämmerte in den Schläfen. Nein, es war nicht das Licht allein, das ihn aus dem Schlaf gerissen hatte.

Er saß auf der Bettkante und dachte nach. Noch einmal liefen die Ereignisse der vergangenen Tage vor seinem geistigen Auge ab. Wie immer hatte er als Holzfäller im Wald gearbeitet. In einer Pause war er unter den wärmenden Sonnenstrahlen auf einer Lichtung eingeschlafen. Und dann hatte er den Traum gehabt.

Eine Stimme sprach zu ihm.

Die Worte klangen ihm im Ohr nach, als wäre es erst heute gewesen. »Wenn der Mond voll und rund am Himmel steht, wirst du aufbrechen, um das zu tun, was deine toten Ahnen von dir verlangen. Du wirst hingehen zur Burg des Schwarzen Grafen und dort deinen Auftrag erfüllen. Und niemand wird dich aufhalten in dieser Nacht, denn sie ist von der Hölle vorbestimmt worden.«

Automatisch zog sich Jurc an, während er über die Worte nachdachte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich zu weigern. Er war ein Mensch, der an die Geister der Natur glaubte. Er wußte, daß es zwischen Himmel und Erde viele Dinge gab, die er nicht begriff. Petroc Jurc handelte nach seinem Gefühl und nach einem Befehl, den nur er hörte.

Er schritt zu der alten Kommode, auf der noch die Waschschüssel stand, und klatschte sich das kalte Wasser ins Gesicht. Die Erfrischung tat gut. Jetzt fühlte er sich seiner Aufgabe gewachsen.

Sein Gesicht sah er in dem halbblinden Spiegel an der Wand. Es waren grobknochige Züge mit zahlreichen Falten und einer wettergegerbten Haut. Petroc Jurc sah älter aus, als er in Wirklichkeit war. Er zog seine alte Jacke über und öffnete das Fenster. Suchend schaute er hinaus.

Leer und einsam lag die Dorfstraße vor ihm. Direkt hinter dem Dorf begann der Wald. Und dort mußte er hin. Aber er mußte vorsichtig sein, denn seine Wirtsleute hatten einen leichten Schlaf. Oft saß der alte Marek stundenlang am Fenster und schaute in die Dunkelheit. Jurc wußte nicht, weshalb er das tat. Er hatte sich auch nie getraut, nach dem Grund zu fragen. Marek war ein verschlossener Mann. Er betrieb die Schmiede im Dorf. Obwohl seine Vorfahren aus diesem Ort stammten, hatte er nie recht Kontakt gefunden. Es ging die Sage um, daß sein Sohn von einem Vampir geraubt worden war, aber die Leute erzählten viel, wenn sie nichts anderes zu tun hatten.

Jurc kümmerte sich nicht um die Geschichten. Er hatte seine Arbeit und seine Schlafkammer unter dem Dach. Das reichte ihm.

Er stieg nicht zum erstenmal durch das Fenster und kannte den Weg haargenau. Unter ihm lag das schräge Vordach mit den altersschwachen Schindeln, die an manchen Stellen ziemlich locker saßen und bei einem unbedachten Schritt herunterfallen konnten. Doch Jurc hatte Glück.

Geschickt drehte er seinen Oberkörper durch das schmale Fenster, tastete erst mit den Händen, prüfte den Druck und schob sich dann auf das Vordach.

Wenige Sekunden blieb er dort liegen. Dann kroch er auf allen vieren nach rechts auf die Begrenzung zu. Von dort konnte er dann auf den kleinen Anbau steigen, in dem die Schmiede untergebracht war und

wo tagsüber das helle Feuer loderte.

In Petrila – dem kleinen Ort in den Karpaten – schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Wie an vielen anderen Dörfern der Karpaten war auch hier die Zivilisation vorbeigelaufen. Sogar die Regierungsstellen kamen mit diesen verschlossenen Menschen nicht zurecht.

Die einzigen Fremden, die Kontakt zu ihnen fanden, waren die Mönche aus dem Kloster. Sie brachten den geistlichen Beistand, wenn welcher gewünscht wurde.

Jurc erreichte die Dachkante und schaute auf den Anbau. Er war ziemlich breit, und der Holzfäller konnte nicht über ihn hinwegsehen. Er drehte sich, rutschte langsam über die Kante des Vordachs und fand mit den Zehenspitzen Halt auf dem Anbaudach.

Er ließ seinen Oberkörper nachrutschen und blieb erst einmal geduckt stehen.

Niemand hatte ihn gesehen.

Ein hartes Lächeln glitt über Jurcs breite Lippen. Nein, ihn würde niemand aufhalten. Er wollte seine Aufgabe durchführen, bis zum bitteren Ende.

Sicher wartete er schon.

Wenn Petroc Jurc an ihn dachte, überzog eine Gänsehaut seinen Körper. Eigentlich müßte er von ihm abgestoßen werden, doch die seltsame Anziehungskraft des Bösen wirkte auch auf ihn.

Bald war es soweit.

Bald…

Jurc schlich zum Rand des Anbaus und schaute in die Tiefe. Er konnte sie glatt mit einem Sprung überwinden, ohne sich zu verletzen.

Petroc Jurc sprang.

Dicht vor dem Eingang prallte er auf die Füße, wurde nach vorn geworfen und stützte sich mit den Händen ab.

Er richtete sich auf und blieb lauschend stehen.

Kein Geräusch warnte ihn. Ausgestorben lag das Dorf vor seinen Augen. Der Mond hing über den Gipfeln der Berge und lockte mit seinem kalten Licht.

Auch Petroc Jurc.

Doch sein Gehör und seine Augen hatten ihn getäuscht. Es gab doch jemand, der seinen nächtlichen Ausflug beobachtet hatte.

Der alte Marek!

Die Schritte auf dem Anbaudach hatten ihn aufhorchen lassen. Und er lauerte in seiner alten Schmiede.

Mit der linken Hand drückte er die Tür auf. Der Spalt wurde größer, doch dann knarrten die Angeln verräterisch.

Jäh wurde Jurc aus seiner Konzentration gerissen. Er kreiselte auf dem Absatz herum.

Die beiden Männer starrten sich an.

Marek und Jurc, eine Generation Unterschied, aber beide mit einem fürchterlichen Wissen behaftet. Jurc sah es in den Augen des Schmieds, daß dieser Bescheid wußte.

Trotzdem fragte Marek: »Du willst weg?«

»Ja!« Die Antwort klang aggressiv und ließ erkennen, daß sich Jurc von keinem aufhalten lassen wollte.

»Und wohin?«

»Das werde ich nicht sagen.«

Der alte Marek nickte gedankenverloren. »Ich wußte es«, murmelte er dann, »ich wußte, daß die Zeit irgendwann kommen würde. Schon lange habe ich die Vorzeichen erkannt und zu deuten gewußt. Aber ich will nicht, daß die Schrecken wieder von vorn beginnen. Wir haben genug von dem Bösen, von den Mächten der Finsternis und den Boten des Grauens. Bleib hier, Jurc!«

»Nein!« Stur schüttelte der jüngere Mann den Kopf.

Der alte Marek atmete schneller. »Ich habe einen Sohn verloren!« keuchte er, »denk an sein Schicksal.«

Petroc Jurc ballte die Hände. »Du hältst mich nicht auf, Alter. Um leben zu können, muß ich dem Ruf folgen.«

»Nein, mein Junge, nein. Sie lassen sich auf nichts ein. Du wirst es sein, der verliert. So glaube mir doch.«

»Unsinn, ich gewinne!«

Marek nickte verloren. »Dann muß ich es eben auf eine andere Weise versuchen.«

Petroc Jurc wußte, was der Alte damit meinte. Trotz seiner sechzig Jahre besaß der Schmied Marek noch Bärenkräfte.

Aber Jurc war entschlossen, sich durch nichts aufhalten zu lassen. Er warf sich urplötzlich nach vorn. Er zog dabei die mächtige Faust von unten nach oben, traf das deckungslose Gesicht des Alten, und der Schlag schleuderte Marek zu Boden.

Regungslos blieb er liegen.

Jurc rieb sich die Knöchel. »Narr!« zischte er. »Alter widerlicher Narr! Du hast es nicht anders haben wollen!«

Dann machte er auf dem Absatz kehrt, betrat die Dorfstraße und wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Petrila schlief. Zwar war noch nicht Mitternacht, doch die Einwohner gingen meist mit den Hühnern schlafen. Im Herbst oder Winter früher als im Sommer. Sobald die Dunkelheit einbrach, krochen sie in ihre Betten.

Petrila setzte sich aus einer Hauptstraße, mehreren Seiten- und Quergassen und einer Kirche zusammen. Es gab zwar zwei Schänken und einige Handwerksbetriebe, sowie einen Marktplatz, doch von einem Kino oder Theater hatten die Menschen höchstens mal etwas

gehört, geschweige gesehen. Es gab tatsächlich Einwohner, die in ihrem ganzen Leben noch nicht aus Petrila herausgekommen waren. Sie waren hier geboren und starben auch hier.

Petroc Jurc gehörte auch zu den Einheimischen. Er hatte zwar schon die Nachbardörfer kennengelernt – aus einem dieser Orte auch ein Mädchen kennengelernt –, doch bis zur nächsten größeren Provinzstadt oder gar bis zur Hauptstadt Bukarest, war er noch nie gekommen.

Und eins sollte man in der Dorfchronik nicht vergessen. Einmal am Tag fuhr ein Bus durch Petrila, ein altersschwaches Gefährt. In Petrila stiegen höchstens dreimal im Jahr Reisende aus. Wer hatte schon in diesem gottverlassenen Ort etwas zu suchen? Der Bus brachte aber die Zeitungen mit. Vier Blätter insgesamt. Zwei davon für den Bürgermeister.

An die Zeitungen mußte Jurc denken, als er sich in eine Seitengasse drückte, an einer leerstehenden Scheune vorbeistrich, über einen Zaun flankte und parallel zu einer Wiese auf den Wald zulief.

In einer Zeitung hatte er gelesen, daß Dracula gar nicht so schlimm gewesen sein sollte. Diese bornierten Parteinarren aus der Hauptstadt, dachte er. Wenn die wüßten. Aber sie waren ja zu arrogant, hockten mit den dicken Hintern auf gut gepolsterten Stühlen und hörten nicht auf die Meinung des Volkes.

Aber sie würden sich wundern, alle sollten sich wundern…

Der Weg führte bergan. Wie eine große Decke lag die rabenschwarze Finsternis über dem Land. Wer sich hier nicht auskannte, mußte sich unweigerlich verlaufen.

Doch Jurc wußte den Weg genau. Er war zwar noch nicht bis zum Schloß des Schwarzen Grafen gegangen – eine unbestimmte Angst hatte ihn bisher davon abgehalten – aber er hatte das Schloß oft aus der Ferne gesehen. Es stand auf einem Hügel, mit seinen mächtigen dunklen Mauern, den beiden hohen Wehrtürmen und dem breiten eisenbeschlagenen Tor.

Das Schloß hatte die Zeit gut überstanden. Zwar war es einmal zerstört worden, doch der Schloßherr hatte es wieder aufgebaut.

Nun, Jurc wußte nichts über die blutige Geschichte des Gemäuers, für ihn war nur wichtig, daß er dort sein Ziel fand.

Der späte Herbst hatte das Laub nun endgültig von den Bäumen rieseln lassen. Wie ein dicker Teppich bedeckte es den Boden. Es raschelte geheimnisvoll unter Jurcs Füßen, wenn er den schmalen Saumpfad entlangschritt und immer höher gelangte.

Wie aus dem Nichts stand plötzlich eine grauweiße Nebelwand vor ihm. Baumhoch umschlang sie den Hügel und dämpfte den geheimnisvollen Schrei eines Käuzchens.

Dieses war die Stunde der Nachtvögel. Uhus und Käuzchen gingen

auf die Jagd, um mit ihren scharfen Krallen nach Mäusen und anderem Kleingetier zu schlagen.

Jurc tauchte ein in die Nebelwand. Jetzt konnte er die Hand nicht mehr vor Augen sehen. Seine Kleidung wurde klamm und feucht. Sein Atem vermischte sich mit dem Nebel, und obwohl der Abstieg jetzt noch steiler wurde, ging der Holzfäller unverdrossen weiter.

Immer dichter wurde der Wald. Die Bäume standen jetzt so eng zusammen, daß ein Mensch kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Mit seinen schwieligen Händen bog Jurc die im Weg hängenden Äste und Zweige zur Seite, und wenn sie zu starr waren, brach er sie kurzerhand ab.

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.

Um Mitternacht mußte er die Burg erreicht haben.

Dann stand der Mond so günstig, daß er sein fahles Licht in den Schloßhof schickte und mithalf, die Kräfte der Finsternis zu aktivieren.

So rasch der Nebel gekommen war, so schnell hörte er auch auf.

Petroc Jurc empfand die Dunkelheit nicht mehr als so dicht, als er aus der grauen Suppe auftauchte.

Petroc sah vor sich etwas zwischen den Bäumen schimmern. Eine weite Fläche, die silbrig glänzte.

Die Lichtung vor dem Schloß! Schon jetzt war sie vom Mondlicht voll beschienen.

Jurc merkte, daß sein Herz vor Erregung schneller klopfte. Er spürte die Kraft, die ihn plötzlich überkam. Er lief schneller. Geduckt legte er die letzten Meter im Laufschritt zurück.

Dann stand er am Rand der Lichtung.

Sie lief über in einen Hang. Und dort, wo er seinen höchsten Punkt erreichte, stand das Schloß.

Wie ein Schattenriß hob es sich vom Mondlicht ab. Deutlich waren die beiden Türme zu erkennen und dazwischen der breite Wehrgang, der den Innenhof umrahmte. Auf der anderen Seite des Schlosses fiel das Gelände steil in die Tiefe, wie die Klippen am Meer. Dort brauchten keine Wehrtürme zu stehen, es genügten die schrägen Pechrutschen, um die Angreifer abzuwehren.

Minutenlang saugte Petroc Jurc den Anblick in sich auf. Vom langen Laufen ging sein Atem hastig und schwer. Dann aber begann er zu rennen, nahm Kurs auf das schwere zweiflügelige Eingangstor, das, wie von Geisterhand geführt, auseinanderklappte und ihm den Weg freigab.

Alles lief genauso ab wie in seinem Traum…

***

Marek fror entsetzlich, als er etwa eine Stunde nach dem Niederschlag aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte. Nächtlicher Nebel

war aufgekommen und lag wolkenartig über dem Boden. Feucht klebte er in der Kleidung des Schmieds, der Boden unter ihm war naß. Schmutz bedeckte als Kruste Mareks Lippen.

Er drückte beide Handflächen gegen den Boden und erhob sich ächzend. Auf Händen und Füßen blieb er knien. Dabei hatte er das Gefühl, sein Kinn wäre um das Doppelte angeschwollen. Als er darübertastete, fühlte er die Schwellung.

»Oh verdammt«, preßte er hervor, »daß mir so etwas passieren muß.« Marek wollte aufstehen, doch das plötzliche Schwindelgefühl zwang ihn wieder nieder.

Er kroch zur Anbauwand, fand den rostigen Ring, an dem sonst die Pferde angeleint wurden und zog sich auf die Beine. Tief atmete er durch, und das Schwindelgefühl wich.

Der alte Marek schalt sich einen Narren, als er daran dachte, wie leicht ihn dieser Jurc hatte überwältigen können. Aber das sollte ihm nicht noch einmal passieren, dies nahm sich der Schmied fest vor.

Und er wußte, was Jurc vorhatte. Nicht umsonst hatte Marek alle Zeitungsartikel gesammelt, die über Vampire und deren Untaten geschrieben worden waren. Bei seinen Reisen in die Hauptstadt war er immer für einen Tag in einer Bibliothek verschwunden. Er las alle Bücher über Vampire und machte sich eifrig Notizen. Ihn konnte das Böse nicht überraschen – aber er konnte es auch nicht verhindern, und das ärgerte ihn.

Der alte Marek wollte sein Haus nicht durch die Vordertür betreten, sondern seitlich durch den Anbau. Seine Frau brauchte ihn nicht unbedingt zu sehen. Sie hätte nur Fragen gestellt und ihn sowieso nicht verstanden.

Sie verstand ihn nie, wenn er von diesen Dingen sprach und sie bekämpfen wollte. Doch er bereitete sich auf sein Erbe vor.

Und das wollte er erfüllen.

Behutsam zog der alte Marek die Schuppentür auf. Sie knarrte nur wenig in den Angeln. Marek sorgte immer dafür, daß sie gut geölt war.

Im Dunkeln tastete er sich durch seinen Arbeitsraum. Es roch in der Schmiede nach Pferdeschweiß und verbranntem Horn. Das Feuer war fast niedergebrannt. Nur noch ein paar Kohlen leuchteten wie große, glühende Augen nach.

Der Anbau war mit dem Haus durch eine schmale Tür verbunden. Zwei Steinstufen führten hoch. Marek schob auch diese Tür auf und stand im Flur.

Er gehörte zu den wenigen Bürgern des Ortes, die an das Stromnetz angeschlossen waren. Er wollte schon den alten schwarzlackierten Drehschalter herumschrauben, als das Licht plötzlich anging.

Die trübe Birne warf ihren Schein in den schmalen Hausflur und

streifte auch die Gestalt einer Frau.
Mareks Frau.
Der Alte fuhr sich mit der Hand durch das zerfurchte Gesicht. »Himmel, hast du mich erschreckt!«
»Wo warst du?« fragte sie. Sie stand auf der untersten Treppenstufe, trug ein wollenes Nachthemd, große Filzpantoffeln und erinnerte Marek unwillkürlich an einen Racheengel. Marie ging als Walküre durch, so gewaltig war sie. Das fing bei ihrem Hinterteil an, ging über in den Busen und breitete sich aus bis zu den Schultern. Nur der Kopf wirkte klein. Die grauen Haare, sonst zu einem Knoten zusammengebunden, hingen bis auf die Schultern, wo sie sich strähnig zusammenringelten.
Marek versuchte es mit einem Lächeln. »Ich habe frische Luft geschnappt!«
Dann kam der Blick. Stahlhart, und er schien auf den Grund seiner Seele zu dringen. Unwillkürlich zog Marek den Kopf zwischen die Schultern.
»Du lügst, Frantisek«, stellte seine bessere Hälfte mit Donnerstimme fest; »Hast du dir beim Luftschnappen das Kinn verbeult?«
»Nein, Marie…«
»Sondern?«
»Sollen wir nicht ins Zimmer gehen?«
»Damit du Zeit hast, dir eine Ausrede einfallen zu lassen, wie? Kommt gar nicht in Frage. Ich will jetzt und hier von dir wissen, was du draußen zu suchen hattest.«
Marek schluckte, holte noch einmal tief Luft und meinte dann: »Gut, ich will es dir sagen.«
»Aber schnell.«
»Die Stunde des Schreckens ist gekommen. Marie. Ich habe immer gewarnt und konnte jetzt nichts mehr tun.«
Marie holte tief Luft, so daß ihr gewaltiger Busen angehoben wurde. »Fängst du wieder mit dem hirnverbrannten Unsinn an, Marek?«
Marie sagte immer Marek, wenn sie sauer war.
»Aber es ist kein Unsinn, bitte schön. Die Vampire werden bald kommen. So glaub mir doch.«
Marie schlug ein Kreuzzeichen. Sie war eine sehr gläubige Person und vertraute auf die Kirche und das Wort Gottes. Außerdem war sie die einzige im Dorf, die vor den Blutsaugern keine Angst hatte. »Und wenn sie kommen«, sagte sie, »dann werde ich sie mit heiligem Zorn aus dem Haus treiben und ihnen das Zeichen Christi für immer auf den Leib brennen. Merk dir das, Frantisek. Du solltest auch öfter in die Kirche gehen, anstatt in das Gasthaus. Dann hättest du auch keine Angst vor diesen komischen Vampiren, sondern wärst innerlich gefestigt. Der Pfarrer und ich sind die einzigen hier, die den Unsinn

nicht mitmachen.«

Marek zog ein verzweifeltes Gesicht. »Aber glaube mir doch, Marie, er ist gegangen.«

»Wer?«

»Petroc Jurc. Er hat sich mitten in der Nacht davongeschlichen und mich niedergeschlagen, als ich ihn aufhalten wollte.«

»Er wollte bestimmt seine Freundin besuchen, von der du nichts wissen sollst.«

»Nein, Marie. Alle Anzeichen sind da. Der Mond steht genau über der Burg, und Kalurac wird aus seiner Gruft steigen. Gestern Nacht habe ich das Winseln und Heulen der Hyäne gehört. Das Tier wird geopfert, um ihn zurückzuholen.«

»Du spinnst«, sagte Marie. »Außerdem ist der Schwarze Graf längst zu Asche geworden.«

»Aber man hat sie nicht in alle Winde verstreut, sondern in einem Sarg aufbewahrt. So glaub mir doch.«

Für Marie war das Thema erledigt. Auf dem Absatz machte sie kehrt und stampfte die Stufen der Treppe hoch, um sich wieder hinzulegen.

Marek aber rollte verzweifelt mit den Augen. Marie wollte einfach nicht begreifen, daß die Zeichen auf Sturm standen. Sie war unverbesserlich.

Hart schlug sie die Tür der Schlafkammer zu.

Marek blieb noch einige Sekunden im Flur stehen und ging dann ebenfalls die Treppe hoch, leise, auf Zehenspitzen. Das Schlafzimmer lag in der ersten Etage, doch Marek schlich an der Tür vorbei und kletterte über die schmale Stiege noch höher, bis er unter dem Dach stand.

In der winzigen Diele konnte er sich kaum drehen. Zwei Türen zweigten ab. Die linke führte zu Petroc Jurcs Zimmer, die rechte auf eine Dachkammer, zu der nur Marek den Schlüssel besaß.

Dort verwahrte er sein Geheimnis.

Vorsichtig holte er den großen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Tür auf. Er hatte alles gut geölt und verursachte kaum ein Geräusch, als er den Raum betrat.

Licht gab es hier oben nicht, aber Marek hatte direkt neben der Tür einen Nagel in die Wand geschlagen, an dem eine Stablampe hing.

Der Alte nahm die Lampe von der Wand und schaltete sie ein. Staub wirbelte auf und tanzte einen bizarren Reigen in dem Lichtkegel.

Gerumpel stand auf dem Speicher herum. Die beiden alten Schränke und die Stühle beachtete Marek nicht. Ihn interessierte nur die große Holztruhe, die direkt unter dem schmalen Dachfenster stand. Marek mußte sich wegen der schrägen Wand bücken. Der Türschlüssel paßte auch zu der Kiste.

Der Alte schloß auf und hob ächzend den Deckel hoch. Das Ding war

verflucht schwer. Er lehnte es an die Wand und leuchtete in die Truhe hinein.

Alte Kleider lagen in der Truhe. Sie rochen feucht und klebten aneinander. Marek wühlte in der Truhe herum und schleuderte die Sachen kurzerhand hinter sich.

»Verdammt«, murmelte er, »hier muß er doch irgendwo sein. Ich muß ihn finden. Ich…« Plötzlich glitt ein Lächeln über das Gesicht des Mannes mit den schlohweißen Haaren und dem ebenso weißen Oberlippenbart. »Da ist er ja!« flüsterte er andächtig. »Mein Gott, wie lange habe ich ihn nicht mehr in der Hand gehabt.«

Marek meinte damit einen Eichenpfahl. In der linken Hand hielt er die Lampe, seine rechte umklammerte den Pfahl. Er war etwa so lang wie der Arm eines Mannes. Vorn lief er spitz zu. Der Griff war aufgerauht. Jemand hatte den Pfahl poliert.

Marek schloß die Augen, und ein nie gekanntes Gefühl der Ruhe überkam ihn. Jahrelang hatte er den Pfahl nicht gesehen, zum letztenmal, als sein Vater gestorben war. Und das war vor fünfundzwanzig Jahren.

Deutlich klangen ihm die Worte noch nach, die der Vater auf dem Sterbebett zu seinem Sohn gesagt hatte. »Dieses, mein Sohn, ist das einzige, das ich dir mit auf den Weg geben kann. Gib ihn nie aus der Hand, denn auch ich habe ihn von meinem Vater bekommen, und er wiederum von seinem Vater. Dies ist der Pfahl, mit dem der Schwarze Graf damals getötet worden ist. Und es war ein Marek, der diese Tat beging. Seitdem tragen die männlichen Mitglieder unserer Familie den Beinamen der Pfähler. Und jetzt bist du Marek, der Pfähler. Dieser Name ist eine Verpflichtung. Bekämpfe die Vampirbrut, wo du sie findest. Töte sie, mein Sohn, töte sie. Denn sie sind die Unheilbringer dieser Welt. Leider habe ich das Kreuz nicht mehr, das noch zu diesem Pfahl gehört. Ein Mönch hat es damals mitgenommen. Wo es geblieben ist, weiß ich nicht.«

Diese Worte und den Pfahl hatte ihm sein Vater als Vermächtnis mitgegeben. Lange hatte Marek darauf gewartet, das Erbe erfüllen zu können.

D. Kalurac, der Schwarze Graf, der Neffe des gefürchteten Grafen Dracula, sollte wieder zu einem untoten Leben erweckt werden.

Und Marek, der Pfähler, wollte es verhindern.

Doch die Zeit rann dahin. Marek wußte nicht, ob er es noch schaffen konnte.

Hastig schloß er den Deckel der Truhe, lief rasch die Treppe hinunter, ging nach draußen und verschwand im Dunkel der Nacht. Sein Ziel war das Schloß des Schwarzen Grafen.

Unterwegs dachte er unentwegt über das Kreuz nach, das nun nicht mehr in seinem Besitz war.

***

Der Besitzer war ich. John Sinclair, Oberinspektor bei Scotland Yard, von meinen Freunden auch scherzhaft Geisterjäger genannt. Nur wußte ich zum damaligen Zeitpunkt noch nicht, daß ich der Eigner dieses Kreuzes war.

Ich hatte es mir in meiner Wohnung gemütlich gemacht. Musik, einen Long Drink und den inneren Genuß, endlich mal wieder ein paar freie Stunden zu haben.

Bis gegen neunzehn Uhr. Da schellte es. Die Sprechanlage bedachte ich mit einem Blick, als wollte ich sie auffressen, überlegte es mir aber und drückte den Knopf: »Wer da?«

»Der Nikolaus!« tönte eine mir bekannte Stimme zurück. »Mach auf, du Beutel, ehe ich mir hier noch was abschnattere.«

»Wäre nicht schade drum«, erwiderte ich.

»Denk doch an Sheila.«

»Um ihretwillen öffne ich.«

Stammleser haben längst erkannt, um wen es sich bei meinem Besucher handelte. Um Bill Conolly, meinen alten Freund und Kampfgefährten aus glorreichen Zeiten. Bill sagt immer aus glorreichen Junggesellenzeiten, aber darüber spricht er nur, wenn seine Frau nicht dabei ist. Bei Sheila bekommt er sonst Stoff.

Bei mir meistens einen Whisky. Ich stellte die Flasche sicherheitshalber auf den Tisch, denn meistens stürzt sich Bill wie ein durstiger Geier auf den Barschrank. Wenn er aber sofort die Flasche sah, ließ er die Bar wenigstens in Ruhe.

Bill sah die Flasche tatsächlich zuerst, als er mit großem Tatendrang in meinen Livingroom stürmte. Er schleuderte eine Reihe von Magazinen in einen Sessel, warf seinen Trench hinterher und zeigte auf ein bereitstehendes Glas.

»Halbvoll, mein Junge.«

»Ich dachte, du mußt fahren.«

Bill grinste und schüttelte den Kopf. »Sheila ist mit dem Porsche ausgeflogen. Sie besucht eine alte Bekannte und holt mich in etwa einer Stunde ab. Ich bin mit dem Taxi gekommen.«

»Und wo habt ihr Johnny?« Mit dieser Frage spielte ich auf Bills und Sheilas kleinen Sohn an. Er war einige Monate alt, hatte sich prächtig entwickelt und war schon jetzt zu allen möglichen Streichen aufgelegt.

»Kindermädchen.«

Ich hatte zwei kleine Whiskys getrunken und schenkte mir nun einen dritten ein. Bill bekam sein Glas halbvoll. Ich ließ Eiswürfel hineinklimpern und schob es ihm zu.

Mein Freund trank und verdrehte die Augen. »Ich liebe das Getreide«, sagte er, »vor allem in flüssiger Form.« Er schnalzte genießerisch mit der Zunge.

»Cheerio.«

Auch ich nahm einen Schluck.

Bill streckte die Beine aus und faßte rüber zur Couch, wo die Magazine lagen.

»Hast du mir Bettlektüre mitgebracht?« fragte ich.

»So ungefähr.« Bill warf mir die vier Magazine einzeln auf den Schoß. »Lies selbst, ich habe die entsprechenden Artikel angestrichen. Wird dich interessieren.«

Die Berichte fand ich jeweils auf den ersten Seiten. Sie beschäftigten sich ausschließlich mit einem Thema.

Vampire!

Es waren nicht nur Magazine aus England, nein, sie stammten aus verschiedenen Ländern. In jedem Artikel wurde darauf hingewiesen, daß es Vampire tatsächlich gibt. Die Feststellung stützte sich auf Zeugenaussagen. Sie alle hatten die Blutsauger gesehen, waren aber nicht angegriffen worden. Da gab es die Beschreibung riesiger Fledermäuse oder auch blutleerer, bleicher Gestalten. Nie war den Zeugen etwas geschehen. Die Vampire hatten nur abgewartet und beobachtet.

Ich legte die Magazine zur Seite. »Na«, meinte Bill Conolly, »was sagst du nun?«

»Du bist sicher, daß sich die Schreiber der Berichte nicht untereinander abgesprochen haben?« fragte ich.

»Nein.«

»Wenn man die Übertreibungen der Zeugen wegstreicht, bleibt immerhin noch soviel übrig, um bei mir ein unbehagliches Gefühl zu hinterlassen.«

»Mehr nicht?«

»Kaum.«

Bill rang die Hände. »Aber wir müssen uns hinter die Sache klemmen. Das sieht mir nach einer regelrechten Vampir-Invasion aus, wenn ich die Vorzeichen richtig erkenne.«

»Und wo willst du anfangen, wenn ich mal fragen darf?«

»Nun, ich…« Bill suchte nach Worten, und ich konnte mir – schadenfroh wie ich bin – ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen.

»Da schweigt des Sängers Höflichkeit«, zitierte ich. »Bis jetzt habe ich noch gar keinen Grund, mich in die Sache hineinzuhängen. Es ist bisher noch nichts passiert, was einen Einsatz rechtfertigt.«

»Muß es denn immer erst Tote geben?«

»Nein. Bezögen sich die Berichte auf Großbritannien, würde ich mich einschalten. So aber bleibt mir nichts anderes übrig, als abzuwarten.«

»Du kannst ja Will Mallmann anrufen.«

»Die Idee ist nicht schlecht, und die werde ich auch gleich morgen in

die Tat umsetzen. Da aus Süddeutschland ein Fall bekannt ist, wird der gute Will sich bestimmt mal umhorchen. Außerdem ist sein Knöchel schon gut verheilt.«

Mit der letzten Bemerkung spielte ich auf einen Fall an, der uns nach Frankreich geführt hatte und gar nicht lange zurücklag. Dort hatte uns Kommissar Will Mallmann tatkräftig zur Seite gestanden. Er war ein Bursche, auf den ich mich hundertprozentig verlassen konnte.[1]

Für Bill war die Sache klar, und er wechselte das Thema. »Wo steckt eigentlich Suko?«

Ich deutete mit dem Daumen nach links. »In seiner Bude.«

»Schläft der oder hat er sich ein rassiges Chinagirl geangelt?«

»Letzteres wohl nicht.« Ich grinste. »Das hätte ich sicherlich gehört.«

Wir flachsten noch eine Weile herum und vergaßen die Vampire, Werwölfe und Dämonen. Bill langte kräftig zu, der Flaschenpegel näherte sich bedrohlich der unteren Grenze.

Gegen dreiundzwanzig Uhr schellte es.

»Das ist Sheila!« rief Bill.

Mein Freund hatte recht. Sheila begrüßte mich mit einem Kuß auf die Wange, schaute dann ihrem Mann in die Augen und sagte lakonisch: »Der ist ja schon breit.«

»Höchstens guter Stimmung«, verteidigte ich meinen Freund.

Sheila rutschte aus ihrem Mantel. Sie trug darunter ein braunes Wollkleid mit gehäkeltem Oberteil. Ihre blonden Haare hatte sie hochgesteckt, die Wangen glühten.

»Auch einen Schluck?« fragte ich.

»Nein, nein, ich muß fahren.«

Bill legte den Arm um seine Frau. »Setz dich doch«, schlug er vor. »So jung kommen wir nicht mehr zusammen.«

»Aber höchstens eine halbe Stunde.«

»Wenn die rum ist, können wir die Flasche kippen.« Bill schenkte sich noch einen doppelten ein.

Sheilas Blick war filmreif. Sie sagte aber nichts.

Wir blieben noch ungefähr dreißig Minuten beisammen. Zum Abschied meinte Bill mit schwerer Zunge: »Denk daran, John, was ich dir gesagt habe.«

Sheila hob die wohlgeformten Augenbrauen. »Hat er dir auch die Magazine gezeigt?«

Bevor Sheila kam, hatte ich sie weggeräumt. »Deshalb ist Bill doch bestimmt gekommen.«

Sheila winkte ab. »Der Gute spinnt sich wieder was zusammen.«

Bill widersprach. »Es gibt genügend Zeugen, die gesehen haben, daß die Vampire…«

Sheila wurde energisch. Sie faßte ihren Mann an der Schulter und drehte ihn herum. »Und ich habe genügend Zeugen, die behaupten

werden, daß du ins Bett mußt, mein Lieber.« Sie wandte sich an mich. »Bis später, John!«

Ich öffnete die Tür und ließ die beiden hinaus. Bill pfeifte die Melodie von »Lovers in the Air«, als er mit seiner Frau zum Fahrstuhl ging. Er hatte an diesem Abend nicht die beste Kondition mitgebracht.

Ich räumte noch im Livingroom auf und stieg dann unter die Dusche. Obwohl nur Büroarbeit hinter mir lag, war ich doch rechtschaffen müde. Das mußte an den trockenen Akten liegen, die ich bearbeitet hatte. Jetzt konnte ich verstehen, warum manche Beamte bei der Arbeit einschliefen, womit ich nichts gegen die Beamten sagen möchte, schließlich bin ich selbst einer.

Mit dem angewärmten Frotteetuch trocknete ich mich ab, hängte mir mein Kreuz wieder um und betrat das Schlafzimmer.

Über London pfiff ein Novembersturm. Er brachte schwere Regenwolken mit und riß die letzten Blätter von den Bäumen. Der Winter stand vor der Tür.

Mir stand erst einmal das Bett bevor, und somit eine anständige Mütze voll Schlaf. Auf dem Nachttisch lagen noch ein paar Bücher, die ich unbedingt lesen wollte, aber ich war zu müde, um in die Schwarten hineinzuschauen.

Langsam dämmerte ich hinüber in Morpheus Armen. Im Zimmer war es dunkel, nur das grüne Zifferblatt des Weckers leuchtete. Inzwischen näherten sich die beiden Zeiger der Tageswende.

Mitternacht!

Mir fielen die Augen zu. Im gleichen Moment jedoch zuckte ich zusammen und wurde wieder wach.

Mit einem Stöhnlaut fuhr ich im Bett hoch. Urplötzlich schien mein Körper in Flammen zu stehen. Ich fand kein Körperteil, das das nicht schmerzte. Weit riß ich den Mund auf und atmete keuchend. Der Schweiß trat mir aus sämtlichen Poren und blieb mir auf der Haut wie eine Schicht kleben.

Niemals zuvor in meinem Leben hatte mich ein Anfall mit einer derartigen Wucht überrascht. Ich versuchte nicht mehr an den Schmerz zu denken, sondern ihn zu lokalisieren. Das Zentrum strahlte von meiner Brust aus.

Und dort lag das Kreuz auf der Haut.

Sollte es etwa?

Ich überlegte nicht mehr weiter, sondern zog mir die schmale silberne Kette, an der das Kreuz hing, über den Kopf.

Wie ein Fanal leuchtete es auf. Glutrot, als würde es im nächsten Moment zu einem Klumpen zusammenschmelzen. Die magischen Zeichen, die in das Kreuz eingeritzt waren, schimmerten grünlich inmitten dieser grellen Farbenpracht.

Der Schmerz hatte nachgelassen. Ich fühlte mich frei und wunderbar.

Nur ein wenig müde.
Gespannt beobachtete ich das Kreuz. Die Intensität der Farbe blieb mehrere Minuten lang, dann wurde sie schwächer und war plötzlich völlig verschwunden.
Völlig normal präsentierte es sich wieder meinen Blicken. Ich zermarterte mir den Kopf darüber, aus welchem Grund das Kreuz plötzlich angefangen hatte zu strahlen, kam aber zu keinem Ergebnis. Und doch mußte es irgendein Ereignis geben, das mit mir in einem unmittelbaren Zusammenhang bestand.
Aber was?
Ich hatte inzwischen das Licht angeschaltet und stand auf. Als ich das Kreuz anfaßte, hatte es sich bereits abgekühlt.
Ich ging ins Bad. Meiner Meinung nach mußte das Kreuz ein Zeichen auf der Brust hinterlassen. Vor dem Spiegel zog ich meine Schlafanzugjacke auseinander und betrachtete die nackte Brust.
Erst bei genauerem Hinsehen erkannte ich die leichte Druckstelle, die das Kreuz hinterlassen hatte. Sie war wie eine Schwellung, die jedoch rasch zurückging und schon wenig später nicht mehr zu sehen war.
Der Schlaf war mir vergangen. Ich war hellwach. Scharf dachte ich darüber nach, wer mir diesen Gruß geschickt haben konnte, ging die letzten Fälle durch, aber die waren abgeschlossen und erledigt.
Natürlich dachte ich an meinen Supergegner, den Schwarzen Tod. Er hatte sich lange Zeit verdächtig still verhalten und auch Myxin oder der Spuk hatten nichts mehr von sich hören lassen. Ich vermutete deshalb, sie befänden sich im Clinch um die Vorherrschaft im Reich der Dämonen.
Dann dachte ich zurück an Bills Besuch. Er hatte mir die Artikel über die Vampire mitgebracht. Ob sie im Zusammenhang mit der seltsamen Reaktion des Kreuzes standen?
Ich wollte es genau wissen, obwohl ich die Idee absurd fand. Die Illustrierten lagen in einer Kommode. Ich zog die mittlere Schublade hervor, als mir der Brandgeruch in die Nase stieg.
Sämtliche Magazine waren zu Asche geworden.
Stumm starrte ich in die Schublade.
Für mich wurde der Fall immer rätselhafter…

***

Petroc Jurc hatte den Innenhof der alten Burg erreicht. Er mußte sich sputen, wenn er vor Mitternacht noch mit seiner »Arbeit« beginnen wollte.
Der Mond schien direkt über ihm zu stehen. Sein fahles, geisterhaftes Licht leuchtete den Innenhof aus, fing sich an Spinnweben und ließ die Fäden aufblitzen. Irgendwo raschelte es geheimnisvoll. Der Herbstwind trieb Blätter durch die Luft, wehte sie über die Burgmauer

und ließ sie dort zu Boden segeln.

Das Laub roch faulig, war dunkel, fast schwarz, hatte längst nicht mehr die frische Farbe wie noch vor einigen Wochen.

Petroc Jurc verspürte keine Angst, als er über den Innenhof schritt und die Burg ansteuerte. Menschen aus dem Dorf wagten sich nicht hierher. Auch nicht bei Tage, geschweige denn des nachts: Diese Burg war verflucht, verflucht wie ihr letzter Eigentümer D. Kalurac, dessen Asche noch tief in den Gewölben aufbewahrt wurde.

Zum Teil war die Burg ein Raub der Flammen geworden, doch die äußeren Mauern standen noch, wie ein höhnischer Gruß an die vampirgläubigen Menschen.

Um in das Verlies zu gelangen, brauchte Jurc nicht erst in die Burg hinein. An der Westseite befand sich der Einstieg. Eine mit einem Ring versehene uralte Steinplatte, die er nur mit äußerster Kraftanstrengung hochziehen konnte.

Schwer knallte die Platte neben der Öffnung zu Boden. Aus dem Loch strömte Jurc der Geruch von Moder und Verwesung entgegen, der ihm im ersten Augenblick den Magen umdrehte. Dann aber hatte er sich an den Gestank gewöhnt und stieg über eine alte Steintreppe in die Tiefe hinab.

Eine vor der Brust baumelnde flache Lampe sorgte dabei für die nötige Beleuchtung.

Still wie in einem Grab war es. Jurc hörte nur seine eigenen Schritte. Unter den Sohlen knirschte es, wenn er kleinere Steine zertrat. Der Lampenstrahl bewegte sich hin und her, zuckte mal über den mit dickem Staub bedeckten Boden oder flackerte geisterhaft an den mächtigen Steinquadern entlang.

Die Fundamente der Burg waren für eine Ewigkeit gebaut, ebenso wie die schrecklichen Folterkeller und grausamen Verliese.

Jurc atmete auf, als er die letzte Stufe erreicht hatte. Er blieb einen Moment stehen, zuckte dann aber zusammen, als er das schaurige Heulen hörte, das durch das finstere Labyrinth schallte und bei ihm eine Gänsehaut erzeugte.

Dieses Geräusch hatte kein Mensch ausgestoßen…

Jurc griff unter seine Jacke und holte ein Messer hervor. Es besaß eine breite, höllisch scharfe und gebogene Klinge. Der blanke Stahl reflektierte das Licht der Lampe. Jurc packte den Holzgriff mit der rechten Hand, duckte sich und schlich voran.

Seine Mundwinkel waren verzerrt, als er in einen engen Gang eintauchte. Längst hatte das Böse diesen Menschen in seinen Krallen. Petroc Jurc war dazu ausersehen worden, Kalurac wieder zum Leben zu erwecken.

Aus der Asche der Jahrhunderte…

Vorsichtig schlich er weiter. Das Messer hielt er stoßbereit in der

rechten Hand.
Bei jedem Schritt, den er machte, wurde das Heulen und Winseln lauter.
Dann sah er das Tier im Licht der Lampe!
Es war eine Hyäne!
Wieder kamen ihm die Worte aus seinem Traum in den Sinn. »Und es wird das Blut der Hyäne sein, welches den Grafen zu einem neuen Leben erweckt. Du, Bote, wirst das Messer nehmen und das Tier töten.«
Er packte die Klinge fester, war fest entschlossen, den Befehlen zu gehorchen.
Wie das Tier in dieses Verlies kam, interessierte ihn nicht. Er fragte auch nicht danach, wer es an den Eisenring gebunden hatte. Ihn beschäftigte nur der Tod des Tieres.
Aber auch die Hyäne schien etwas zu spüren. In den Augen leuchtete es gelb. Sie kamen Jurc vor wie zwei kleine Strahler, die ihn durchbohren wollten.
Breitbeinig baute sich das Tier auf. Es öffnete die Schnauze, eine lange Zunge leckte hervor, und fauchende Laute klangen Petroc Jurc entgegen.
Der Mann blendete das Tier, hielt dabei den Lampenstrahl genau auf die kleinen gelben Augen.
Die Hyäne zuckte zurück. Die Hinterläufe peitschten gegen das Holz einer Tür. Das Tier sprang auf, wurde aber von dem straffen Halsband sofort wieder gestoppt.
Jurc mußte durch die Tür. Dahinter lag das Verlies, in dem die Asche des Schwarzen Grafen aufbewahrt wurde.
Einen Schritt vor der Hyäne blieb Jurc stehen. Das Tier zerrte an seinem Band, sprang, winselte und hechelte.
Da schlug Jurc zu. Seine linke Faust traf den Schädel der Hyäne. Sie jaulte noch einmal auf und sank zu Boden.
Petroc Jurc nickte zufrieden. Er löste das Halsband von dem Ring und öffnete die Tür. Knarrend schwang sie zurück, ächzte mörderisch in den Angeln.
Es war wie in einem Gruselfilm. Der einsame Mann, das finstere Verlies, der Geruch von Moder und Fäulnis, und der Lichtstrahl, der die Dunkelheit wie eine helle Lanze durchbrach.
Jurc leuchtete in das Verlies hinein. Alles war uralt. Auf den Gegenständen lag eine dicke Staub- und Schimmelschicht. Die Luft war feucht. Jurc glaubte sie fühlen zu können.
Er bückte sich und schleifte die bewußtlose Hyäne in das Verlies hinein. Vor einem Steinsarkophag legte er das Tier nieder.
Es war kein Sarkophag im eigentlichen Sinne, sondern mehr ein wannenförmiges Gebilde, das durch einen dicken Steindeckel

verschlossen wurde.

Petroc Jurc überlegte. Ihn interessierten nicht die Steinbecken an den Wänden und auch nicht die längst verfallene Streckenbank. Er wußte, daß die sterblichen Überreste des Schwarzen Grafen in dem Sarkophag lagen.

Petroc Jurc trat an die Kopfseite des Sarkophags, drückte seine flachen Hände gegen den Deckel und schob mit aller Kraft.

Zuerst rührte sich nichts. Nur Staub rieselte langsam zu Boden. Doch Jurc gab nicht auf.

Stein knirschte auf Stein, verursachte ein gänsehauterzeugendes Geräusch. Kleine Steine lösten sich aus den Fugen zwischen Deckel und Unterteil. Der gesamte Sarkophag zitterte. Petroc Jurc schwitzte. Der Schweiß vermischte sich mit dem Staub auf seinem Gesicht und rann salzig brennend in seine Augen. Dick traten die Adern an seiner Stirn hervor, doch verbissen arbeitete der Holzfäller weiter.

Die jahrelange Arbeit hatte seine Muskeln gestärkt, das machte sich jetzt bemerkbar.

Ein Krach, ein Splittern, der Deckel war zu Boden gefallen und zerbrochen.

Geschafft!

Jurc trat an die Vorderseite des offenen Sarkophags und leuchtete hinein.

Asche, schwarz wie Ruß, bedeckte den Boden.

Petroc Jurc atmete auf. Er hatte die Überreste des Schwarzen Grafen gefunden.

D. Kalurac würde wieder zu einem neuen, schrecklichen Leben erwachen. Nichts hielt ihn jetzt noch auf.

Jurc zog eine alte Taschenuhr hervor und schaute auf das Zifferblatt.

Noch drei Minuten bis Mitternacht!

»Genau die richtige Zeit«, murmelte er und rieb sich die Hände. »Bald«, flüsterte er, »bald wirst du wieder in den Wäldern auf Opfersuche gehen. Die Menschen werden noch mehr Angst haben, hinter dicke Mauern flüchten und darauf hoffen, daß du sie niemals heimsuchst. Aber die Hoffnung ist trügerisch. Du wirst sie dir holen. Alle!«

Nach diesen Worten packte Jurc die Hyäne und legte sie in einer Seitenlage quer über den Sarkophag.

Wieder holte er sein Messer hervor, prüfte noch einmal die Klinge und stieß zu. Er wußte genau, wo er die Klinge anzusetzen hatte und trat dann zufrieden zurück.

Zwei Minuten wartete er. Dann schleuderte er den Kadaver des Tieres in eine Ecke. Die Hyäne, das Sinnbild des Bösen aus dem Tierreich, hatte ihre Schuldigkeit getan.

Die Ascheschicht war mit Tierblut bedeckt. Jurc sah es, als er in den

Sarkophag schaute. Gespannt wartete er ab. Zuerst geschah nichts. Dann aber begann die Flüssigkeit zu brodeln, warf dicke Blasen, die mit blubbernden Geräuschen zerplatzten und dabei heiße Spritzer hochschleuderten.

Hastig trat Jurc zurück, um nicht getroffen zu werden. In den nächsten Sekunden begann abermals ein Umwandlungsprozeß. In dicken Schwaden quoll schwarzgrauer Rauch aus dem Sarkophag, kroch wie Nebel über die Ränder und breitete sich im gesamten Verlies aus, so daß es an eine Waschküche erinnerte.

Immer dichter wurde der Nebel, immer mehr Rauch wölkte hervor, wurde schwerfällig dem Boden entgegengedrückt und wallte als eine Wand hin und her.

Die Rauchentwicklung wurde von zischenden und platzenden Geräuschen begleitet, doch dann übertönte ein anderer Laut diese widerliche Begleitmusik.

Stöhnen…

Grausam und schwer – und es war direkt aus dem Sarkophag gekommen. Die Metamorphose begann.

Jurc zitterte am gesamten Leib. Er hatte die Augen weit aufgerissen. Vergeblich versuchte der helle Lampenstrahl die Nebelwand zu durchdringen, aber dennoch sah Petroc Jurc den dunkleren Schatten, der sich langsam aus dem Sarkophag schob.

D. Kalurac war erwacht!

Der Schwarze Graf wuchs aus dem Innern der Nebelwand. Er stieg geisterhaft aus dem Sarkophag. Hob zuerst den rechten, dann den linken Fuß und schien im Nebel zu schweben.

Er kam auf Jurc zu.

Plötzlich packte den Holzfäller die Angst. »Nein!« keuchte er, »bleib weg! Verschwinde! Was willst du von mir?«

Kalurac sprach. Zum erstenmal drangen Worte aus seinem Mund. Dumpf klangen sie in der Wolke. »Du hast mich erweckt, Mann. Und dir gebührt die Ehre des ersten Kusses!«

Petroc Jurc wollte fliehen, doch der Vampir war schneller. Ein wuchtiger Tritt schleuderte die Tür des Verlieses zu.

Jurc war gefangen!

Kalurac schälte sich aus dem Nebel, und der Holzfäller sah zum erstenmal die Gestalt des Horrorwesens dicht vor sich. Es war ein schauriges Gesicht und stand dem des Grafen Dracula in nichts nach.

Bleich schimmerte die Haut. Hohl und eingefallen waren die Wangen. Die Nase war schmal, die Flügel ein wenig gebläht. Wie zwei farblose Striche wirkte der Mund, und die Augen, sie glühten und erinnerten Jurc an heiße Kohlestücke.

Ganz in Schwarz war der Blutsauger gekleidet. Eng lag das Trikot um seinen Körper. Über seinem Rücken breitete sich wie die Schwingen

eines großen Vogels ein pechschwarzer Umhang aus.

Aber all das flößte Jurc keine Angst ein. Erst als er die beiden langen Vampirhauer sah, die aus dem Oberkiefer wuchsen, da wußte er, was seine Stunde geschlagen hatte.

Auch mit ihm war eine Wandlung vorgegangen. Jetzt, wo er seine Pflicht erfüllt hatte, war das Böse von ihm gewichen. Jurc war wieder völlig normal.

Für ihn jedoch war es ein Verhängnis.

Er sollte Kaluracs erstes Opfer werden!

Kräftige Hände streckten sich nach ihm aus. Der Vampir tauchte jetzt völlig aus der Nebelwand und bohrte seine Finger in den Stoff der Jacke.

Jurc wollte sich losreißen, doch die Klammer griff eisenhart zu.

Ein heftiger Ruck, Jurc fiel gegen die Wand, prallte mit dem Hinterkopf gegen einen Stein und wurde dann zur Seite gerissen. Sekundenlang verlor der Holzfäller die Übersicht.

Kalurac aber lachte böse und beugte sich mit weit geöffnetem Mund über ihn…

***

Marek, der Pfähler war längst nicht mehr der Jüngste. Und dies bemerkte er zu seinem großen Bedauern immer mehr. Auf halber Strecke mußte er eine Pause einlegen. Er setzte sich auf einen modrigen Baumstumpf und keuchte.

Den Pfahl hatte er unter seine Jacke gesteckt. Er hing in einer Schlaufe, so daß er nicht zu Boden fallen konnte. Auf ihn mußte sich Marek verlassen können. Viel wohler wäre ihm gewesen, wenn er jetzt noch das Kreuz gehabt hätte. Aber das war verschwunden, trieb sich irgendwo in der Welt herum, bei einem neuen Besitzer, der vielleicht gar nicht wußte, was er in der Hand hielt.

Marek durfte überhaupt nicht daran denken, dann regte er sich nur unnötig auf.

Aber einen Rückzieher machen, das wollte er nicht. Er dachte daran, was er seinem Vater auf dem Sterbebett versprochen hatte. Auch ohne Kreuz mußte es ihm gelingen, den Schwarzen Grafen zu vernichten, falls Jurc ihn tatsächlich erweckt hatte.

Die Finsternis lauerte zwischen den Bäumen. Die meisten Menschen hätten sich in dieser Nacht gefürchtet, nicht so Marek, der Pfähler. Der Glaube daran, es letzten Endes doch noch zu schaffen, ließ ihn die Angst vergessen.

Zwei Minuten Ruhe gönnte er sich, dann ging er weiter. Er tauchte wie ein Schattenwesen ein in die Dunkelheit. Die Bäume standen hier so dicht, daß selbst bei entlaubter Krone das Mondlicht kaum hindurchschimmerte.

Schritt für Schritt näherte sich der einsame Mann seinem Ziel. In seinem Herzen brannte die Wut auf den Vampir. Irgendwann erreichte er das Schloß. Er wagte nicht, auf die Uhr zu schauen, aus Angst, daß alles längst zu spät sein könnte.

Vor dem Schloß blieb er stehen. Seine Blicke glitten über das vom Mondlicht beschienene Gemäuer. Der Nachtwind spielte mit seinen schlohweißen Haaren und wirbelte sie durcheinander. Nur vereinzelt blinkten ein paar Sterne am Himmel, die aber rasch wieder durch wandernde Wolken verdeckt wurden.

Da sah Marek die Bewegung. Oben auf dem Turm hatte sich etwas gedreht. Ein Tier – ein Mensch?

Scharf saugte der Pfähler die Luft ein. Dann sah er das große, dunkle Etwas, das sich von der Brüstung des Turms abhob und zwei riesige Schwingen ausbreitete.

Eine Fledermaus…

Ein Vampir!

»Mein Gott«, flüsterte Marek, »er hat es tatsächlich geschafft und ihn wieder zum Leben erweckt. D. Kalurac lebt. Der Herrgott sei unseren Seelen gnädig.«

Der Vampir genoß das fahle Mondlicht, das ihm neue Energie spendete. Deutlich konnte Marek die zackigen Flügel erkennen. Unermeßlich groß kamen sie ihm vor. Mit hartem Griff umspannte seine rechte Hand den Pfahl, seine Waffe gegen Vampire.

Plötzlich stieß der Vampir sich ab, ließ seine Flügel ausgebreitet und schwebte wie ein riesiger schwarzer Vogel durch die Luft.

Er fühlte sich als Herrscher über Transsylvanien, das Land, das er als sein Eigentum betrachtete.

Sekundenlang konnte ihm Marek noch mit den Blicken folgen, dann hatte die Schwärze der Nacht den Vampir verschluckt.

Der Pfähler hatte den Blutsauger gesehen, bald würde er seine Kräfte mit ihm messen. Marek dachte an Petroc Jurc. Vielleicht wußte er, wo Marek den Blutsauger finden konnte.

Marek ging auf das Gemäuer zu. Nur das Rauschen des Nachtwindes war zu hören. Die Spitzen der höheren Berge hoben sich als helle Dreiecke vor den dunklen Hügeln ab. Es sah phantastisch aus, wenn das Mondlicht die Schneefelder traf und dabei die unzähligen Kristalle wie Diamanten aufblitzen ließ.

Doch für Naturschönheiten hatte Marek jetzt keinen Blick. Ihm kam es darauf an, den Holzfäller zu finden, um herauszubekommen, was Kalurac vorhatte.

Auch brauchte er ein Versteck, um die hellen Tage verbringen zu können. Sollte er wieder in seine Burg zurückkehren? Marek beschloß auf jeden Fall, ein Auge auf das Gemäuer zu halten.

Er ging durch das uralte, offenstehende Tor und betrat den Innenhof

des Schlosses. Gespannt schaute sich der Pfähler um. Er suchte nach einem Eingang, durch den er in das Innere des Schlosses gelangen konnte. Er hoffte, Jurc in irgendeinem noch unversehrten Zimmer der Ruine zu finden.

Doch Marek hatte sich getäuscht.

Er fand zwar nicht Jurc, sah aber den Einstieg, durch den der Holzfäller in das Verlies gelangt war.

Marek zögerte nur einen Augenblick, dann nahm er den gleichen Weg wie der Holzfäller. Nur besaß Marek keine Taschenlampe, sondern ein paar Zündhölzer und eine Kerze.

Er zündete den Docht an. Erst flackerte die Flamme, dann hatte sie sich beruhigt, und Marek konnte seine unmittelbare Umgebung ausmachen. Er sah auch die Fußspuren im Staub. Es war für ihn nicht schwer zu erraten, wer den Weg vor ihm benutzt hatte.

Spuren, die in die umgekehrte Richtung wiesen, sah er nicht. Befand sich Jurc vielleicht noch im Keller?

Marek paßte auf. Er rechnete Jurc zu seinen Feinden und war auf einen plötzlichen Angriff gefaßt.

Aber nichts dergleichen geschah. Unangefochten erreichte Marek, der Pfähler, den Keller. Er roch den Moder, nach dem Staub der Jahrhunderte, und er nahm auch noch einen anderen Geruch wahr.

Den Geruch von Blut.

Tierblut…

Marek fragte sich, was da geschehen war. Hatten der Vampir oder vielleicht Jurc ein Tier geschlachtet? Als Opfer?

Die Flamme flackerte. Marek drang tiefer in das Gewölbe ein, und entsprechend schlechter wurde die Luft.

Aber noch brannte die Kerze…

Dann stand der Pfähler vor einer Tür. Sie war nur angelehnt.

Knarrend gab sie den Weg frei.

Der Geruch wurde intensiver. Vorsichtig betrat Marek das Verlies. Die Hand mit der Kerze hielt er ausgestreckt. Das Umfeld, das die Flamme beleuchtete, war klein, aber es reichte aus, um den offenen Sarkophag erkennen zu können.

Und der war leer!

Marek ging einige Schritte vor. Jetzt bekam er doch Herzklopfen in dieser schaurigen Finsternis tief unter der Erde, wo auch jeden Moment noch das letzte kleine Licht erlöschen konnte.

Dicht neben den beiden Bassins lag der Kadaver!

Marek wäre bald über ihn gestolpert. Er bückte sich und identifizierte das tote Tier als Hyäne.

Sie war das Böse in Person.

Jetzt wußte Marek, wie der Vampir zum Leben erweckt worden war. Tierblut und Asche, eine gefährliche Mischung. Durch Schwarze Magie

hatte sie den Blutsauger wieder auferstehen lassen, zum Schrecken aller Menschen.
Marek war zu spät gekommen.
Plötzlich spürte er hinter sich einen Luftzug. Marek wollte die Flamme noch mit der Hand schützen – zu spät.
Sie verlöschte.
Dunkelheit, pechschwarz…
Marek hielt den Atem an.
Und da hörte er das schabende Geräusch. Seine Muskeln verkrampften sich. Er war nicht mehr allein…

***

Im Kühlschrank fand ich noch Orangensaft in der Karaffe. Ich hatte ihn mir am frühen Abend frisch gepreßt, schüttelte ihn durch und schenkte mir ein Longdrink-Glas voll ein. Mit einem Schußchen Whisky rundete ich den Geschmack ab.
Mit dem Glas in der Hand spazierte ich wieder in den Livingroom. Meine Gedanken kreisten um die Reaktion des Kreuzes. Wieso hatte es plötzlich angefangen zu glühen? War das als Warnung gedacht? Oder war irgend etwas auf der Welt geschehen, das mit dem Kreuz in einem unmittelbaren Zusammenhang bestand?
Ich erinnerte mich an einen Freund und Kollegen. Professor Zamorra. Er lebte mit einer reizenden Sekretärin Nicole Duval auf Château de Montagne in Frankreich. Wir hatten uns ein paarmal gesehen und auch miteinander telefoniert. Ich wußte, daß Professor Zamorra ein Amulett besaß, das auf Magie reagierte. Es sandte Strahlen aus, wenn sich das Böse oder irgendein Dämon in der Nähe befand. Sollte jetzt mit meinem Kreuz das gleiche geschehen sein?
Das konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Dann hätte mich das Kreuz schon des öfteren warnen müssen, wann immer ich gegen Dämonen kämpfte. Und das war weiß Gott nicht selten.
Nein, die Erwärmung des Kreuzes mußte in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gegenstand selbst stehen.
Aber in welchem? Ich zündete mir eine Zigarette an, ließ mich in den Sessel fallen und schloß die Augen.
Dabei beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Kreuz. Immer weiter dachte ich zurück, und plötzlich war ich an dem Zeitpunkt angelangt, wo ich das Kreuz bekommen hatte.
Es schien mir, als wäre es erst gestern gewesen…

***

So weit es möglich war, riß Marek die Augen auf, doch er konnte die absolute Finsternis nicht mit seinen Blicken durchdringen. Vor ihm befand sich eine schwarze Wand. Und er kam sich vor, wie in Watte gepackt.

Aber da? Waren da nicht zwei Kugeln?

Marek schluckte und sah noch genauer hin. Vom angestrengten Sehen begannen die Augen zu tränen, und plötzlich sah er vor sich zwei Augen schweben. Sie hingen in der Luft, wirkten wie verdrehte Pupillen, und Marek sah das Weiße schimmern.

Dort stand er.

Ein Vampir?

Der Pfähler nahm es mit hundertprozentiger Sicherheit an. Und er wußte auch, wer dieser Unheimliche war.

Petroc Jurc, der Holzfäller. Der Mann, der Kalurac erweckt hatte und dafür büßen mußte. Nun war er selbst ein Untoter. Er teilte das Schicksal vieler, die sich mit den Mächten der Finsternis eingelassen hatten.

Marek zog den Pfahl aus der Schlaufe. Dabei verursachte er ein schabendes Geräusch und verriet somit seinen Standort. Doch das störte ihn nicht. Er hatte keine Angst, sondern einen Auftrag und ein Erbe zu erfüllen.

»Komm her, Blutsauger!« flüsterte er. »Komm und zeig dich, damit ich dich pfählen kann!«

Er streckte den Arm aus und ging einen Schritt vor, genau dorthin, wo er auch die Augen hatte schimmern sehen.

Der andere rührte sich nicht.

Doch die beiden Augen waren jetzt verschwunden. Dafür hörte Marek Schritte. Leise und schleichend. Sie näherten sich der Tür.

Wollte der Untote flüchten? Hatte er Angst vor der eigenen Courage?

Da spielte Marek nicht mit. Er lief auf die Tür zu, fand im Dunkeln den Weg und geriet doch in die geschickt gelegte Falle des Blutsaugers.

Zwei Hände packten nach Mareks Schultern, rissen ihn herum, ohne daß er etwas dagegen unternehmen konnte, da die Kraft des anderen ungeheuer war.

Fauchen…

Ein Geräusch, das direkt aus der Hölle zu kommen schien. Dicht an seinem Ohr vernahm Marek es. Für ihn ein Alarmsignal. Er wußte, daß er sich auf nichts mehr einlassen konnte.

Noch hielt er den Pfahl umklammert.

Dann rammte er den Arm vor.

Und Marek traf genau.

Erst hörte er einen erstickten Schrei, der dann jedoch überging in ein schauriges Heulen und Winseln. Schritte, die zurückwankten, Röcheln, ein dumpfer Fall – aus.

Schweratmend blieb Marek stehen. Der Schweiß lief ihm über das Gesicht. Er zitterte. Noch nie hatte er einen Vampir getötet. Doch die erbliche Belastung war auch bei ihm durchgebrochen.

Er war zum Pfähler geworden!

Marek wußte nicht, wie lange er in der Dunkelheit gestanden und gelauscht hatte. Irgendwann kam er wieder zur Besinnung. Er steckte den Pfahl weg und riß ein Zündholz an.

Die kleine Flamme, tanzte, flackerte, und in ihrem Licht sah Marek auch die Kerze auf dem Boden liegen. Er hob sie auf und zündete den Docht an.

Nun konnte er besser sehen.

Die Flamme zeichnete einen hellen Kreis, an dessen äußeren Rand Marek ein Paar Beine sah. Schon an den Schuhen erkannte er, daß es tatsächlich Petroc Jurc war, den er getötet hatte.

Marek bückte sich und leuchtete die auf dem Rücken liegende Gestalt ab.

Als er das Gesicht sah, bekam er endgültig Gewißheit. Petroc Jurc war ein Vampir. Deutlich sah er die beiden dolchspitzen Zähne aus dem Oberkiefer ragen.

Der Pfähler schlug ein Kreuzzeichen. Jetzt, wo Jurc tot war, empfand er nur mehr Mitleid mit ihm. Und er wollte dafür Sorge tragen, daß der Holzfäller ein anständiges Grab bekam.

»Du hast es überstanden, Petroc«, sagte er. »Du bist erlöst, und deine Seele braucht nicht mehr durch die Zeiten zu wandern und ruhelos umherzuirren.«

Dann wandte er sich ab und verließ das Gewölbe des Schreckens. Er schritt langsam die Treppe hoch. Draußen saugte er die kühle Nachtluft in seine Lungen. Sie kam ihm vor wie Balsam. In den unterirdischen Gewölben war die Luft kaum mehr als solche zu bezeichnen.

Nichts hatte sich verändert. Nach wie vor hing der Mond am Himmel und übergoß mit seinem fahlen Licht das weite, gebirgige Land. Erst jetzt merkte Marek, daß er noch immer am gesamten Körper zitterte. Mit schleppenden Schritten lief er über den Innenhof. Seine Füße knickten das knöchelhoch wachsende Gras. Erst als er das Tor erreichte, atmete er richtig auf. Kalurac war frei!

Marek fragte sich, ob er es jemals schaffte, Kalurac zu pfählen. Doch allein konnte Kalurac auch nicht viel ausrichten. Er mußte zusehen, daß er noch einige Helfer bekam.

Es gab da mehrere Möglichkeiten. Marek hatte sich genau informiert. Kalurac konnte lebende Menschen zu seinen Sklaven machen, er konnte sich aber auch an seine Artgenossen wenden, mit ihnen einen Pakt schließen, um dann mit geballter Macht zuzuschlagen. Alles war möglich… Und Marek stand allein auf weiter Flur.

Die Zukunft sah düster aus. Er wälzte die Probleme, während er durch den Wald schritt und sein Dorf ansteuerte.

Marie war noch wach. Sie schaute aus dem Fenster, als ihr Mann

zurückkam.

Im Hausflur trat sie ihm entgegen. »Was ist?« fragte sie.

Marek deutete auf den Pfahl. »Ich habe Jurc getötet«, sagte er mit schleppender Stimme. »Er war ein Vampir!«

Marie schluckte und riß weit die Augen auf. Ihr Gesicht wurde plötzlich blaß. »Und was ist mit dem Grafen?« hauchte sie.

»Er ist frei!« erwiderte Marek und ging an seiner Frau vorbei. Auf der Treppe wandte er sich noch einmal um. »Ich habe es nicht verhindern können. Leider.«

***

Vergangenheit

Irgendwie kam mir damals alles wie ein Traum vor. Zuerst das College, dann mein Studium in Oxford, und jetzt mein Job bei der Polizei. Psychologie und Jura hatte ich studiert. Mein Gehirn war angefüllt mit Paragraphen, aber dennoch wollte ich kein sturer Rechtsverdreher werden. Ich hatte keine Lust, mein ganzes Leben in irgendeinem Anwaltsbüro zu verbringen, mich vielleicht irgendwann selbständig zu machen, um dann das große Geld zu verdienen.

Nein, ein Stubenhocker war ich nicht.

Und deshalb hatte ich mich bei der Polizei beworben. Die Prüfungen waren hart gewesen, Scotland Yard stellte keine Nieten ein, wie mir der Leiter mitteilte, aber ich hatte sie bestanden.

Und in drei Tagen sollte mein Job beginnen.

Bis dahin hatte ich Urlaub.

Ich wohnte noch immer in meiner Bude, die ich mir für die Londoner Zeit gemietet hatte. Es war ein mieses Zimmer in der Nähe von Soho. Ein teures Apartment hätte ich nicht bezahlen können. Meine Eltern gehörten nicht zu den reichsten Leuten. Mein Vater hatte als kleiner Bankangestellter nie große Sprünge gemacht, aber dafür gesorgt, daß sein Sohn studieren konnte. Er hatte jeden Penny für meine Ausbildung gespart, das wußte ich von meiner Mutter. An diesem Abend hatte ich vor, meinen Abschied von der Schul- und Studentenzeit zu feiern. Ich hatte mir vorgenommen, einen draufzumachen, mit allem, was dazu gehört.

Allerdings allein. Meine Freunde aus der Studienzeit hatten bereits ihre Jobs angetreten, nur ich hing noch ein paar Tage in der Luft. Ich zog meinen leichten Bieranzug an – Cordhose, Hemd und Lederjacke – und verließ mein Zimmer.

Die Wirtin stand auf dem Flur. »Na, Mr. Sinclair«, sagte sie, »dann ist ja bald das Studentenleben vorbei.«

Ich nickte. »Und wie.«

Das breite Gesicht der Frau verzog sich zu einem Lächeln. Nur ihre Augen lächelten nicht mit. Mrs. Canderly war eine eiskalte

Geschäftsfrau. Sechs Zimmer vermietete sie. Den Mietzins mußten die Gäste ihr immer bar auf den Tisch legen. Sie strahlte jedesmal, wenn sie in den Scheinen wühlte.

»Was werden Sie denn bei der Polizei machen?« erkundigte sie sich.

Ich hatte ihr einmal beiläufig erzählt, daß ich beim Yard anfangen wollte. Jetzt platzte sie natürlich.

»Ich gehe zur Mordkommission«, erklärte ich. Warum sollte ich lügen.

»Huch.« Sie legte ihre Hände gegen den wogenden Busen. »Ist das nicht zu gefährlich?«

Ich hob die Schultern. »Was ist heutzutage nicht gefährlich, meine liebe Mrs. Canderly. Wenn Sie über die Straße gehen und nicht achtgeben, kann es Ihnen passieren, daß Sie von einem Wagen überrollt werden.« Ich lächelte. »So ist das eben, Mrs. Canderly.«

»Ja, ja. Sie sind jung und haben gut reden. Viel Vergnügen heute abend.« Sie drehte sich um und verschwand in ihrer Wohnung.

Ich schloß die Flurtür auf und betrat das Treppenhaus. Wie immer roch es nach Schmierseife. Meine Wirtin hatte zusätzlich noch einen Putztick. Sie wienerte morgens und abends.

Das Haus lag an einer verkehrsreichen Straße. Sohos Einfluß machte sich hier bereits bemerkbar. Zahlreiche Kneipen und Bars lockten mit ihren Leuchtreklamen.

Gemütlich schlenderte ich los.

Im ersten Pub trank ich ein Bier, hörte mir Musik aus der Box an und ging dann weiter zu einer Snack-Bar, um das übliche Studentendinner zu mir zu nehmen.

Zwei Hamburger mit viel Ketchup.

Einigermaßen gesättigt stürzte ich mich in den vollen Trubel. Ich mied Lokale, die einen schlechten Ruf hatten. Ich wollte mich nicht mit Rockern prügeln, sondern mit netten Leuten unterhalten.

In einer Discothek machte ich die Bekanntschaft zweier Freundinnen, die mir unbedingt ihre gemeinsame Wohnung zeigen wollten. Es waren nette Girls, aber an diesem Abend wollte ich nicht.

Durch die Blume gab ich den beiden dies zu verstehen.

»Schade«, sagten sie und zogen ab.

Schließlich landete ich in einer Kneipe, die den Namen »Red Alert« trug. Übersetzt bedeutet dies soviel wie Roter Alarm. Der Name war treffend.

Sämtliche Wände waren mit roten Glühbirnen gespickt. Intervallweise leuchteten die Wände auf. Dabei wurden immer ein Teil der Gäste mit rotem Licht übergossen. Über der Bar hing eine Sirene. Jedesmal, wenn der Discjockey eine neue Platte auflegte, heulte das Ding schaurig auf.

Mir fiel es auf den Wecker, den anderen Gästen wohl nicht, denn das

Lokal war gerammelt voll.
Nur mit Mühe erwischte ich einen Platz an der Bar. Schräg mußte ich mich hinstellen. Neben mir klebten zwei Typen, denen ich nicht gern im Dunkeln begegnet wäre. Sie waren zwar elegant gekleidet, aber eine Spur zu elegant.
Als ich mich an die Bar stellte, bedachten sie mich mit einem kalten Blick.
Ich lächelte freundlich und kam endlich dazu, ein Bier zu bestellen. Das Mädchen hinter der Theke war leidlich hübsch. Es lächelte, als sie mir das Getränk reichte.
»Danke.«
Langsam nippte ich an der dunklen Brühe. Ich hörte auf die Musik und wollte ausspannen. Und wenn es an der Theke irgendeines Schuppens war.
Ich merkte, wie ich mich entspannte. Die Überreiztheit und Ungewißheit der letzten Tage fielen von mir ab. Ich hatte einen Teil meines Lebens abgeschlossen, ein neues Kapitel begann.
Irgendwie war ich gespannt darauf. Ich malte mir aus, wie es beim Yard sein würde. In der Mordkommission zu arbeiten, das hatte ich mir schon immer gewünscht. Der Wunsch war eigentlich während meines Psychologiestudiums aufgeflammt. Ich hatte oft Lebensbeichten von Verbrechern gelesen und mich dabei immer gefragt, was in diesen Leuten wohl vorging, die andere umbrachten. Ich konnte sie nicht verstehen. Mein Rechtsempfinden war wohl zu normal.
Ich hatte dann auch Kurse belegt, in denen Parapsychologie gelehrt wurde. Allerdings wurde diese Grenzwissenschaft sehr stark angegriffen, doch davon hatte ich mich nicht irremachen lassen. Mich faszinierte die Welt des Unterbewußtseins. Ich hatte an Sitzungen teilgenommen, bei denen hypnotisierte Menschen von einem früheren Leben berichteten, und mich hatten die Aussagen gepackt. Dieses Gebiet wollte ich nie aus den Augen lassen, das nahm ich mir fest vor. Vielleicht half mir mein Wissen auch bei meinem zukünftigen Job.
Ich trank das Glas leer und bestellte ein neues. In einer Woche war ich schon auf der Ausbildungsschule. Drei Monate wurden wir gescheucht und körperlich fit gemacht.
Aber davor hatte ich keine Angst. In Form war ich, denn auf der Uni hatte ich mich immer sportlich betätigt. Ich war in einem Boxverein, hatte Karate und Judo gemacht, in der Fußballmannschaft mitgemischt und nebenbei noch etwas Tischtennis gespielt.
Ich fühlte mich topfit.
Als mich jemand von der linken Seite anstieß, wurde ich wieder in die Wirklichkeit zurückgerissen. Die Musik war nicht mehr so laut. Ein leiser Beatle-Song drang aus den Lautsprechern, und deshalb verstand

ich auch den Dialog, den meine rechten Nachbarn führten.
»Natürlich hat die Alte Kies. Und wie!«
Ich spitzte die Ohren.
»Nein, die ist allein. Wir können sie heute noch packen. Bin sowieso knapp bei Kasse. Jetzt, wo Susie nicht mehr auf den Strich geht und einfach abgehauen ist. Aber der werde ich es zeigen. Die soll mir noch einmal über den Weg laufen.«
Pause.
Ich trank. Plötzlich glühten meine Wangen. Durch Zufall war ich Zeuge eines Gesprächs geworden, das sich um ein Verbrechen drehte. Aber was sollte ich machen!? Die Polizei anrufen? Oder selbst…?
Ich entschied mich für die letzte Möglichkeit und lauschte weiter.
Die beiden sprachen jetzt leiser, senkten ihre Stimmen wie zwei Verschwörer. Ich vernahm nur noch wenige Worte, doch auch daraus konnte ich mir einen Reim machen.
Und ich wollte das Verbrechen verhindern.
Zu meinem Glück befand sich gerade die Bedienung in der Nähe. Ich winkte das Bargirl herbei und zahlte.
Sie warf ihre rote Haarflut über die Schulter und fragte: »Du willst schon gehen?«
»Leider, meine Verlobte wartet.«
»Wenn ich an deren Stelle wäre, würde ich mitgehen.« Sie lachte. »Auf bald.«
»Okay, see you.«
Die Männer neben mir hatten keinen Verdacht geschöpft. Jedenfalls bemerkte ich nichts dergleichen. Ich hoffte nur, daß sie keinen Wagen vor der Tür stehen hatten. Dann war ich reingefallen. Meinen alten Mini hatte ich vor einer Woche zum Schrottplatz schaffen müssen. Dort rostete er jetzt vollends durch.
Ich baute mich neben einem Straßenkiosk auf, von dem aus ich den Eingang des Red Alert gut im Auge behalten konnte.
Zwei Zigaretten steckten noch in der Schachtel. Eine zündete ich mir an.
Fünf Minuten später kamen sie. Lässig, wie zwei Schluckspechte schlenderten sie aus dem Lokal. Die Männer trugen beide helle Anzüge. Einer der Typen hatte einen schwarzen Schal locker um den Hals gewunden und beide Hände in den Hosentaschen vergraben.
Das waren schräge Vögel im wahrsten Sinne des Wortes. Sie redeten noch ein paar Sätze miteinander und wandten sich dann nach links. Sie flanierten über den Gehsteig, spielten dabei die Männer von Welt, pfiffen hier und da einem gut gebauten Girl nach und gaben sich ganz nach der Art Mir-kann-keiner.
Ich blieb in ihrem Kielwasser. Die beiden Vorstadtganoven wollten – das hatte ich aus den Gesprächen herausgehört – eine Frau ausrauben.

Eine alte Frau, die sich nicht wehren konnte.

Mir kam die Galle hoch. Ich kochte förmlich, denn immer wenn ich Unrecht witterte, packte mich die heiße Wut.

Soho nahm uns auf. Es war ein ziemlich milder Abend, und in Londons Vergnügungsstadtteil war einiges los. Nachtbars, Pornoschuppen, Sexläden – sie überboten sich mit marktschreiender Reklame. Zusätzlich versuchten noch Portiers in Operettenuniform Gäste in das Lokal zu locken, manchmal mit ziemlich eindeutigen Sprüchen.

Die Ganoven gingen überall vorbei.

Mir war das sehr recht.

Und dann sah ich sie auf einmal nicht mehr. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden.

In Frage kam nur die nächste nach links führende Straße. Ich drückte mich um die Ecke. Auch hier herrschte Betrieb, aber es war wesentlich ruhiger als zuvor.

Die Männer gingen jetzt schneller. Durch ein Gewirr von kleinen Straßen und Gassen folgte ich ihnen, bis zu einer schmalen Einfahrt zwischen zwei Häusern.

Die Umgebung hatte sich drastisch geändert. Hier war das Soho der kleinen Bürger. Wer hier wohnte, zahlte wenig Miete. Die Häuser sahen alt und manchmal auch verkommen aus. Nichts war mehr von dem Glanz der Vergnügungsfassaden zu sehen. Hin und wieder brannte eine einsame Laterne, das war auch alles.

Und im Schein einer dieser Gaslaternen sah ich die beiden Männer in der Einfahrt verschwinden.

Sie mußten ihr Ziel erreicht haben.

Für mich wurde es kritisch. Ich mußte nun noch vorsichtiger sein. Die geringste verdächtige Bewegung, und es war aus. Schließlich wollte ich derjenige sein, der die beiden überraschte und nicht umgekehrt.

Ich ließ einige Zeit verstreichen und huschte auf die Einfahrt zu. Niemand sah mich, als ich in die schmale Gasse eintauchte. Hier war es finster wie in einer Bärenhöhle. Erst langsam stellten sich meine Augen um.

Ich machte Umrisse aus, sah hinter der Einfahrt, im schwachen Lichtschimmer einer Lampe, einen Hinterhof.

Eigentlich sollte sie den Seiteneingang des Hauses beleuchten. Ihre Helligkeit reichte aber nicht einmal aus, um die Steinstufen der schmalen Treppe zu beleuchten. Das Licht versickerte irgendwo zwischen dem Boden und dem oberen Rand der Haustür.

Die Tür stand offen. Der Spalt war so groß wie eine Handspanne. Plötzlich zuckte ich zusammen. Etwas war an meinem Bein vorbeigestrichen. Im nächsten Moment miaute es, und ich lächelte

befreit. Nur eine Katze, das war alles.

Ich schlüpfte in den Hausflur. Etwas mulmig war mir doch zumute, als ich das dunkle Loch betrat, denn das, was ich hier erlebte, war ernst. Es spielte sich nicht auf der Polizeischule ab, wo ich solche Einsätze bald des öfteren üben würde.

Nun erlebte ich es schon in der Praxis.

Das Licht einzuschalten, war mir zu riskant. Ich ging auf Zehenspitzen weiter, streckte den linken Arm zur Seite und fühlte unter meinen Fingern den rauhen Stein der Flurwand.

Dann hörte ich Stimmen.

Ich blieb stehen, konzentrierte mich auf die Geräusche irgendwo über mir und erkannte die Organe der beiden Ganoven wieder. Leider bekam ich nicht heraus, in welcher Etage sie sich aufhielten. Da war ich schon auf meinen eigenen Spürsinn angewiesen.

Schritt für Schritt tastete ich mich vor, während meine Finger immer an der Wand entlangrutschten. Dann fühlte ich eine Nische, deren Rückwand eine Wohnungstür begrenzte.

Im Haus war es ruhig. Ich hatte angenommen, wenigstens Stimmen oder Musik hinter den Türen zu hören, aber das war nicht der Fall. Später erfuhr ich, daß das Haus zum Abbruch vorgesehen war und nur noch zwei Mieter darin wohnten.

Sehr schwach nur nahm ich die Umrisse einer Treppe wahr. Ich tastete nach dem Geländer, fand es und wischte mit meiner Handfläche den letzten Lack vom gedrechselten Holz.

Am Rand der Stufen schlich ich hoch, erreichte den ersten Absatz und ging weiter.

Plötzlich vernahm ich eine Etage höher das Knarren einer Tür. Dann einen erstickten Schrei, danach ein Poltern, und noch im gleichen Atemzug flog die Tür wieder zu.

Die Kerle waren in die Wohnung des Opfers eingedrungen. Ich hatte es geahnt.

Große Rücksichten konnte ich nun nicht mehr nehmen. Ich polterte die nächste Treppe hoch, fiel prompt einmal hin und stieß mir unangenehm hart den linken Ellbogen.

Dann aber hatte ich mein Ziel erreicht.

Hastig knipste ich das Feuerzeug an. Im tanzenden Schein der Gaslampe erkannte ich eine Tür. Ich senkte die Hand mit dem Feuerzeug und betrachtete das Schloß.

Es sah mehr als primitiv aus. Ich konnte es mit einem Tritt leicht sprengen.

Aus der Wohnung vernahm ich Stimmen. Eine Frau weinte, die Kerle lachten höhnisch.

Wieder überkam mich die Wut. Ich hob mein rechtes Bein an und trat wuchtig zu.

Mit einem berstenden Krach wurde die Tür aus den Angeln gefegt. Sie lag noch nicht auf dem Boden, da stürmte ich bereits los, gelangte in eine winzige Diele, konnte meinen eigenen Schwung gerade noch stoppen, und schon kam mir der erste Ganove entgegen.

In der schwachen Beleuchtung sah ich ihn aus einem Raum links von mir treten.

Und er hielt ein Eisenrohr in der Hand.

Sofort drosch er zu. Ich sprang geschickt zur Seite, und das Eisenrohr klatschte gegen die Wand, wo es einen Streifen Tapete abfetzte. Dann konterte ich. Mit der rechten Faust.

Der Ganove erwischte den Schlag voll, verdrehte die Augen und legte sich schlafen.

Ich rieb mir die Knöchel und sprang in das Zimmer, aus dem der Knilch gekommen war.

Der Hieb traf mich im Sprung und drückte mich zu Boden. Anfängerhaft war ich dem zweiten Gangster in die Falle gelaufen. Er hatte im toten Winkel neben der Tür gelauert, sah mich am Boden liegen und begann hämisch zu lachen.

Mein Kopf schien zu explodieren. Ich hob ihn ein wenig an. Breitbeinig stand der Ganove vor mir.

Er trug Lackschuhe. Seine Hosen waren scharf gebügelt. Die Falten kamen mir vor, wie die Kanten eines Messers.

Dann bückte sich der Bursche. Eine Hand wühlte sich in meinen Jackettkragen, ein kräftiger Ruck, und ich schwebte. Der Gangster richtete mich auf, drückte mich gegen die Wand und hielt mich mit der linken Hand fest. Wenigstens glaubte er das tun zu müssen. Er unterschätzte meine Kondition, denn ich fühlte mich wieder einigermaßen fit. Man hatte mich im Training hart gemacht.

Der Kerl schüttelte mich durch. Er grinste gemein und irgendwie bissig. Zum erstenmal sah ich sein Gesicht direkt aus der Nähe. Sein säuerlicher Atem fächerte mir entgegen. Die Gesichtshaut war aufgedunsen. Auf der Oberlippe klebte ein Schnauzbart. Die feinen Härchen zitterten.

Es war der Schalträger, der mich gepackt hielt. »Es ist dir doch klar, mein Junge, daß du etwas bei uns im Salz liegen hast – oder?«

»Ich weiß nicht.«

Der Schalträger lachte. »Sieh mal an, er weiß es nicht. Oh wie nett, der Kleine. He, Carl, was meinst du dazu?«

Mit Carl meinte er seinen Kumpan. Aber Carl gab keine Antwort. Er schlief den Schlaf des Ungerechten.

Der Blick des Schalträgers zuckte zur Tür. Unwillkürlich lockerte er seinen Griff.

Und das war meine Chance.

Meine beiden Arme fuhren hoch, und mit einem Ruck sprengte ich

den Griff des Ganoven. Der Kerl taumelte zurück, griff aber sofort unter sein Jackett und zog ein Stilett.

Die Klinge schnappte heraus.

Aber da war mein Fuß. Wie im Karatekursus es mir mein Lehrer hundertmal gezeigt hatte.

Die Spitze traf genau. Der Gangster schrie und ließ die Klinge fallen. Er setzte sich ab, lief rückwärts zur Tür und ich – mutig geworden wegen meines Treffers – folgte ihm.

Der Schaltträger hatte mir was vorgespielt. Seine Rechte mit dem Messer kam von unten nach oben. Ich riß noch den Kopf zurück, aber seine Knöchel streiften mich am Kinn.

Mir wurde auf einmal ganz anders. Schwindlig. An einem Tisch fand ich Halt. Das Zimmer drehte sich vor meinen Augen.

Die Ganoven hatten keine Lust, sich auf eine lange Auseinandersetzung einzulassen. Durch die offene Tür sah ich, daß der Schaltträger seinem immer noch benommenen Kumpan auf die Beine half und in das Treppenhaus zog.

Erst wollte ich die beiden dennoch verfolgen, dann aber riß mich ein Stöhnen herum.

Die alte Frau lag neben der Couch auf dem Boden. Sie blutete an der Stirn. Obwohl es mir nicht gerade blendend ging, hob ich sie hoch und bettete sie auf die Liege.

»Warten Sie, Madam, ich hole einen Arzt.«

Ihre gichtkranke Hand faßte nach der meinen. »Nein, junger Mann, lassen Sie. Keinen Arzt. Er kann mir auch nicht mehr helfen.«

Sie sprach in einem harten Dialekt.

»Aber warum nicht, Madam? Sie sind verletzt und…«

»Ich werde sterben, junger Mann«, sagte sie. »Mein Herz, es macht nicht mehr mit. Und diese beiden Männer haben nicht gefunden, was sie sich erhofft hatten.« Die Frau machte einen tiefen Atemzug. »Setzen Sie sich zu mir, junger Mann.«

Wie durch einen inneren Zwang gehorchte ich.

»Sagen Sie mir Ihren Namen.«

»John Sinclair!«

Und plötzlich lächelte sie. »John Sinclair.« Jede Silbe betonte sie. »Er ist es tatsächlich. Mein Gott, du bist gekommen, John. Ich habe es gewußt.«

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Plötzlich fürchtete ich mich vor der alten Frau. Sie sprach so seltsame Dinge. Ich sah in das faltige Gesicht, in die hellblauen Augen und erkannte das Wissen, das darin lag. Die Frau mußte ein Leben hinter sich haben, wie man es sonst nur aus Romanen kennt.

»Woher kennen Sie mich?« fragte ich leise. »Und – wer sind Sie?«

»Ich stamme aus einem Land, das Transsylvanien heißt. Oder auch

Rumänien.«

»Aus Draculas Heimat?« rief ich spontan.

»Genau, mein Junge.«

»Vor zwanzig Jahren bin ich, Vera Monössy, geflüchtet. Ich konnte in meiner Heimat nicht mehr leben. Ich wurde als Hexe verfolgt, obwohl ich genau das Gegenteil wollte. Du hast vorhin den Namen Dracula erwähnt. Um ihn und seinen Neffen geht es. Im Buch des Schicksals steht zu lesen, daß irgendwann einmal ein Mann kommen wird, der dem Vampirspuk in Rumänien ein Ende bereitet. In einem Wahrtraum habe ich diesen Mann gesehen. Das warst du, John Sinclair.«

»Aber ich bin Student. Ich habe mit Vampiren nichts im Sinn. Ich glaube nicht einmal daran, daß es sie gibt.«

»Ja, mein Junge, noch bist du Student, aber bald wirst du einen Beruf haben, einen Beruf, der außergewöhnlich ist.«

»Polizist ist nichts Außergewöhnliches.«

»Es gibt aber auch da Unterschiede. Laß mich weiter erzählen. Du wirst kein normaler Polizist, nein, sondern ein Mann, der den Mächten der Finsternis und dem Satan den Kampf ansagt. Glaube es mir. Und damit du gegen all diese bestehen kannst, will ich dir etwas geben, dessen Wert du vielleicht später erst schätzen lernen wirst.«

Vera Monössy ließ meine Hand los und deutete auf eine kleine Kommode. »Zieh die unterste Schublade heraus, dort findest du eine kleine Schatulle.«

Ich erhob mich und kam ihrem Wunsch nach. Die Schatulle lag ganz in der Ecke. Ich brachte sie der alten Frau.

Vera Monössy nahm sie in ihre zittrigen Hände. Sie mußte sich anstrengen, um den Deckel zu öffnen.

Dann aber hatte sie es geschafft, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie drehte die Schatulle so, daß ich hineinschauen konnte.

Mit dunkelrotem Samt war sie ausgelegt. Und auf dem Samtkissen lag in einer genau nachgefertigten Mulde, ein Gegenstand, den ich dort nie vermutet hätte.

Es war – ein Kreuz!

***

Im ersten Augenblick war ich leicht enttäuscht. Ich hatte nie etwas von einem Talismann gehalten, und als was anderes sah ich damals das Kreuz nicht an.

»Meinten Sie das?« erkundigte ich mich vorsichtig.

»Ja.«

Ich schwieg.

»Du bist enttäuscht?« fragte die Frau, und sie lächelte dabei.

Ich konnte ihr nicht ins Gesicht lügen und bejahte.

Sie strich über meinen Handrücken. »Ich kann es dir nicht verdenken, mein Junge. Den wahren Wert wirst du später kennenlernen. Nimm es deshalb an dich.«

Ich tat ihr den Gefallen. Ich hatte kaltes hartes Metall erwartet, doch das Kreuz fühlte sich seltsam warm an, als würde es von innen her die Wärme abgeben. Schwer lag es auf meinem Handteller. Das hauchdünne Kettchen war zu einem Knäuel zusammengerollt.

»Nun?« fragte die Frau leise.

Ich hob die Schultern. »Es ist seltsam«, erwiderte ich. »Komisch. Normalerweise müßte sich das Metall kühl anfühlen, aber…«

Die Frau unterbrach mich. »Es sind die Kräfte des Guten, die in dem Kreuz wohnen.«

»Vielleicht…« Ich betrachtete es aus der Nähe, um die Zeichen entziffern zu können, die in das Metall eingeritzt waren. Ich schaffte es nicht. Es waren seltsame Hieroglyphen, die ich noch nie gesehen hatte.

»Was bedeuten diese Zeichen, und wo kommen Sie her?« fragte ich Vera Monössy.

»Dieses Kreuz wird dich, mein Junge, vor der Hölle bewahren«, lautete die flüsternde Antwort. »Nimm es, und sei froh.«

Ich war noch immer wie vor den Kopf geschlagen. »Warum gibst du mir das Kreuz? Entschuldigung, warum geben Sie mir das Kreuz?« Ich war völlig durcheinander.

»Weil du es bist, der es einmal tragen soll«, antwortete sie.

Ich schaute das Kreuz an und dann wieder die Frau. »Aber wieso denn? Ich verstehe das alles nicht. Das geht, ehrlich gesagt, über meinen Horizont. Woher stammt das Kreuz?«

»Du bist zu ungeduldig, mein Junge. Ich will es dir erklären. Aber viel Zeit bleibt mir nicht mehr. Mein Herz, weißt du…« Sie atmete tief ein.

Ich nickte, obwohl ich nichts verstand.

Dann begann sie mit leiser Stimme zu sprechen. »Dieses Kreuz stammt aus einem Land, das Transsylvanien heißt. Wie alt es ist, weiß niemand. Vielleicht fünfhundert Jahre, vielleicht auch tausend. Keiner weiß es. Fest steht nur, daß es ein unbekannter Meister in seiner Silberschmiede hergestellt hat. Dieser Namenlose muß Kontakt zu den Mächten der Finsternis gehabt haben, vielleicht war er ein Weiser oder ein abtrünniger Dämon. Die Legenden darüber widersprechen sich. Eins jedoch bleibt klar. Das Kreuz ist nach Transsylvanien gekommen, zusammen mit einem Eichenpfahl. Beide Waffen sind für den Kampf gegen Vampire. Kreuz und Pfahl zusammen ergeben eine geballte Macht, der auch Dracula, der König der Vampire, nichts entgegenzusetzen hatte. Dracula ist tot, endgültig. Doch er hatte eine Verwandtschaft oder einen Clan. Kalurac, sein Neffe, ist mit diesem

Kreuz und dem Pfahl getötet worden. Die Menschen damals dachten, sie hätten Ruhe vor den Blutsaugern. Das Kreuz geriet in Vergessenheit, bis es von einem Mönch entdeckt wurde, der den wahren Wert erkannte und es in ein Kloster mitnahm. Doch die Zeit war schlecht. In einem Krieg wurde das Kloster bis auf die Grundmauern zerstört und ausgeplündert. Danach, als die Soldaten abgezogen waren, fand meine Familie das Kreuz in einem Versteck. Ein Vorfahr von mir nahm es an sich. Eines Tages hatte er einen Wahrtraum. Da erfuhr er, welch eine Macht er mit diesem Kreuz in seine Hand bekommen hatte. Aber mein Vorfahr wußte mit dieser Macht nichts anzufangen. Er ignorierte die Zeichen. Eines Tages bekam ich das Kreuz. Schon immer hatte ich mich für die Kräfte der Magie interessiert, für Weiße und Schwarze.« Sie machte einen tiefen Atemzug. »Aber ich will mich beeilen, denn mit mir geht es langsam zu Ende.«

»Soll ich nicht doch einen Arzt holen?« fragte ich.

»Nein, mein Junge. Ich merke, daß meine Zeit um ist. Ich muß dir noch den Rest erzählen, denn er ist sehr wichtig. Mir wurde plötzlich bewußt, was ich da in der Hand hielt. Mit Hilfe des Kreuzes gelang mir eine magische Beschwörung. Ich rief einen guten Geist an, und durch seine Stimme erfuhr ich, daß dieses Kreuz für einen ganz anderen bestimmt ist. Für einen Mann, der erst noch geboren wird, und der dann sein Leben im Dienste des Guten stellen wird. Sogar seinen Namen habe ich erfahren. John Sinclair!«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich der Frau zuhörte. Was sie da berichtete, war so ungeheuerlich, daß ich es kaum fassen konnte. Begreifen konnte ich es ohnehin nicht.

»Deshalb nimm du das Kreuz, es wird dich auf deinem zukünftigen Weg beschützen.«

Ich nickte. Automatisch fragte ich: »Du hast von einem Pfahl gesprochen. Wer hat ihn?«

»Er befindet sich im Besitz der Familie Marek«, erwiderte sie.

»Und wo leben die?«

»In Petrila. Das ist ein kleiner Ort in Transsylvanien.«

»Soll ich ihn holen?«

»Noch nicht, mein Junge. Noch nicht. Erst wenn die Zeit reif ist und die Schrecken von neuem beginnen, wirst du in das Land der Vampire reisen, um deine Aufgabe zu erfüllen. Es kann noch sehr lange dauern. Es wird…«

Sie atmete plötzlich schneller. Schnappte verzweifelt nach Luft, und ihr Gesicht lief blau an.

»Ich hole Ihnen ein Glas Wasser!« rief ich und sprang auf.

»Nein, nicht nötig, mein Junge.« Noch einmal nahm sie alle Kraft zusammen und schaute mich an. »Geh deinen Weg, John Sinclair! Geh

ihn aufrecht und trutze dem Bösen. Denn du bist der Erbe, du bist… ahhh…«

Ein letztes, verzweifeltes Stöhnen drang aus ihrem Mund.

Ihre gebrochenen Augen starrten gegen die Decke.

Vera Monössy war tot!

Lange starrte ich auf die Leiche. In meinem Innern tobten unzählige Gefühle. Was ich in den letzten Minuten gehört hatte, mußte ich erst noch verkraften.

Die linke Hand hatte ich zur Faust geballt. Als ich sie jetzt öffnete, sah ich das Kreuz.

Nun war ich der Erbe.

Und ich beschloß, das Kreuz zu behalten!

***

Gegenwart

Ich erwachte wie aus einem tiefen Traum. Die Gedanken mit der Vergangenheit hatten mich sehr beschäftigt. Im Glas schwamm noch etwas Orangensaft. Ich trank ihn aus, ohne es bewußt zu merken.

Jahrelang hatte ich das Kreuz nicht aus der Hand gegeben. Ich erinnerte mich an die Polizeischule. Das Kreuz lag wohlverwahrt in meinem Spind.

Dann begannen meine ersten Einsätze bei Scotland Yard. Ich war tatsächlich zur Mordkommission gekommen, fing von der Pike an. Ein Jahr dauerte der Job, und es war mir damals durch Glück gelungen, einige spektakuläre Fälle zu lösen. In dieser Zeit lernte ich auch meinen Freund Bill Conolly kennen. Bill war ein bekannter Reporter, reiste in der Weltgeschichte herum und erlebte die tollsten Abenteuer.

Dann wurde beim Yard eine Spezialabteilung gegründet, die sich mit der Lösung außergewöhnlicher Fälle beschäftigte. Superintendent Powell war der Chef, und er suchte einen guten Mann, den er an die Front schicken konnte.

Ich hatte das Glück, unter mehreren Bewerbern ausgewählt zu werden. Offiziell wurde die Abteilung belächelt. Doch als sich die ersten Erfolge einstellten, verging den Spöttern das Grinsen. Ich bekam Sondervollmachten und wurde sogar zum Oberinspektor befördert.

Inzwischen war ich ein alter Hase auf dem Gebiet der Dämonenbekämpfung, und das Kreuz hatte mich auf meinen Wegen immer begleitet und mich auch oft genug gerettet.

Sogar in eine andere Dimension hatte ich es mitgenommen, aber nie war es mir gelungen, die seltsamen Zeichen auf dem Metall zu entziffern. Sollte ich jetzt dicht vor der Lösung des Rätsels stehen?

Seltsam, daß ich mich bis jetzt nie an die Geschichte des Kreuzes erinnert hatte.

Doch nun gab mir das Kreuz ein Zeichen!

Wie hatte die alte Frau damals noch gesagt? Das Kreuz und der Pfahl gehören zusammen, um die Blutsauger zu bekämpfen. So ähnlich hatten ihre Worte geklungen.

Aber wo fand ich den Pfahl?

Wahrscheinlich noch in Transsylvanien, nahe der Geburtsstätte des Grafen Dracula.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte angestrengt darüber nach, wie der kleine Ort hieß, den mir die Frau kurz vor ihrem Tod genannt hatte.

Irgendwas mit P. Ich murmelte den Buchstaben ein paarmal vor mich hin, doch ich kam zu keinem Ergebnis. Schließlich kam mir die Idee, den Atlas zu holen.

Ich schlug die Karte von Transsylvanien auf und begann mit der Suche. Mir wurde erst jetzt bewußt, wie groß Rumänien tatsächlich ist.

Ich teilte es mit einem Bleistift in kleine Quadrate ein und suchte jedes einzelne ab. Nach zehn Minuten fand ich den Ort. Er war nur als winziger Kreis auf der Karte eingezeichnet, inmitten der Karpaten.

Ich schüttelte den Kopf. Lieber Himmel, wie sollte ich da jemals hingelangen?

Aber nach Petrila mußte ich, daran ging kein Weg vorbei. Denn irgend etwas braute sich dort zusammen, das nicht nur für Rumänien gefährlich war, sondern auch für das übrige Europa.

Dies Gefühl hatte ich plötzlich. Und ich konnte nicht sagen, daß es mir wohl dabei war.

Dann weckte ich Suko, um ihn zu informieren, denn er sollte mich begleiten.

***

Am anderen Morgen hingen die feuchten Dunstschleier wie riesige Vorhänge zwischen den Bergen. Die Umrisse der Tannenwälder verschwammen und waren nur noch als verwaschene, wellige Linien zu erkennen. Die Temperatur war gesunken. Auf den höchsten Gipfeln lag die Schneedecke dichter. Bald würde es auch in den Tälern schneien, dann kam wieder der harte lange Winter und mit ihm die gefürchteten Wölfe. Wenn sie hungrig waren, drangen sie bis in die Dörfer ein und rissen dort das Vieh. Die grauen Bestien hatten sogar schon Menschen angefallen.

Aber die Wölfe waren jetzt zweitrangig. Wenigstens für Marek, den Pfähler.

Er hatte in der vergangenen Nacht kaum geschlafen. Immer wieder wurde er von wilden Träumen geplagt. Er sah eine Vampirflut auf Rumänien zukommen und nicht nur auf dieses Land sondern auf ganz

Europa. Die Träume waren schrecklich und kamen intervallweise. Zwischendurch wachte Marek immer wieder auf. Schweißgebadet hatte er sich im Bett herumgewälzt, und Marie, seine Frau, wollte schon einen Arzt holen. Es gab zwar keinen richtigen Doktor im Dorf, dafür aber einen alten Sanitäter, der während des Zweiten Weltkrieges in einem Lazarett gedient hatte. Er verstand etwas von der Heilkunst und schaffte es auch immer wieder, sich irgendwelche Medikamente zu besorgen.

Marie war aufgestanden. Sie wollte das Frühstück zubereiten. »Essen mußt du, Frantisek«, sagte sie.

Der Duft von aufgelöstem Wildschweinspeck zog durch das kleine Haus, als Frantisek Marek die enge Treppe hinunterstieg und dann die Küche betrat. Auf dem großen viereckigen Ofen stand eine Kanne mit heißer Milch. In der Pfanne brutzelten Eier. Auf einem Holzteller lag ein Kanten Brot.

Marek nahm Platz. Er trug nur ein Unterhemd und eine alte ausgebeulte Hose. Sein schlohweißes Haar stand wirr vom Kopf ab. Nachdenklich starrte er auf den Teller.

»Ich habe keinen Hunger, Frau!«

Marie schenkte die hohe Emailletasse mit Milch voll. »Du mußt aber was essen.«

Der Pfähler lachte. »Ich frage mich, ob du etwas hinunterbekämest, wenn du das hinter dir hättest, was ich in der vergangenen Nacht erlebt habe.«

»Das spielt keine Rolle.« Sie stellte ihm das Glas hin. »Darüber werden wir mit dem Pfarrer reden.«

»Das tust du nicht!«

»Aber du hast getötet.«

»Keinen Menschen.«

»Man wird Jurc vermissen. Du kannst das nicht einfach übergehen. Bestimmt schicken die Holzarbeiter einen Boten hierher, der anfragen wird, was mit Jurc ist.«

»Dann wissen wir eben nicht Bescheid.« Marek trank einen Schluck Milch und wischte sich mit dem Handrücken die Oberlippe ab.

»Ich weiß nicht…« Marie setzte sich zu ihm. Besorgt schaute sie ihrem Mann ins Gesicht. »Ob das alles richtig ist, was du da machst, Frantisek?«

»Ich habe das Erbe übernommen und in der vergangenen Nacht einen Vampir getötet.«

»Ich kann’s immer noch nicht glauben.«

»Dann geh hin und überzeuge dich!«

Marie schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Der Herrgott bewahre mich davor. Aber was willst du machen?«

»Ich muß ihn finden!«

Maries Augen weiteten sich. »Wen? Kalurac?«
»Ja.«
Die Frau sprang auf. »Bitte tu das nicht, Frantisek. Nein, ich bitte dich, du rennst in dein Unglück!«
Marek schüttelte den Kopf. »Unsinn, ich habe eine Verpflichtung. Denkst du, ich will mir Vorwürfe machen, wenn hinterher etwas schiefgeht?«
»Aber du bist zu alt«, warf seine Frau ein.
Der Pfähler lachte bitter. »Wie alt ich bin, habe ich in der letzten Nacht bewiesen.«
»Da hast du Glück gehabt!«
»Nein, es war kein Glück, es war…« Das Klopfen an der Tür unterbrach den Schmied.
»Ich öffne schon«, sagte Marie schnell.
Sie lief aus dem Zimmer und kam wenig später mit einem hochgewachsenen, breitschultrigen Mann zurück, der verlegen seine Schirmmütze in den schwieligen Fingern drehte. »Ich will nicht stören, aber Petroc Jurc ist heute nicht zur Arbeit gekommen.«
Marek hatte den Vorarbeiter der Holzfäller sofort erkannt. »Ich weiß auch nicht, wo er steckt.«
»Ist er nicht in seinem Zimmer?«
»Nein, soviel ich weiß nicht.« Marek wandte sich zu seiner Frau. »Hast du ihn gesehen, Marie?«
Sie schüttelte den Kopf und wurde leicht rot dabei. Marie konnte nicht lügen, was Marek wiederum ärgerte.
Der Pfähler säbelte sich mit einem scharfen Messer Brot ab und belegte es mit Wildschweinspeck. Dabei grinste er den Holzfäller an.
Der hob die Schultern. »Dann müssen wir heute ohne ihn auskommen. Tut mir leid, daß ich gestört habe.«
Mit schweren Schritten ging er hinaus. Marek und seine Frau schauten ihm nach.
»Bestimmt hat er etwas bemerkt«, sagte Marie.
»Unsinn, der ist harmlos.« Marek biß in den Brotkanten, kaute, schluckte und spülte mit der noch warmen Milch nach. Als er den Mund leer hatte, sagte er: »Ich eröffne meine Schmiede wie immer und arbeite auch. Aber nachts wirst du mich selten noch im Haus finden. Damit mußt du dich schon abfinden, Marie.«
Die Frau rang die Hände. »Wenn das nur gutgeht«, flüsterte sie.
Marek stand auf. »Alles halb so schlimm.« Mit einem Tuch wischte er sich den Mund ab. »Ich gehe jetzt arbeiten.«
Er verließ die Küche und betrat die Schmiede durch eine schmale Tür. Corucz, sein Gehilfe, war noch nicht da. Nun ja, der kam, wenn er Lust hatte.
Marek öffnete die beiden Flügeltüren des Anbaus und entfachte das

Feuer. Er arbeitete hier noch wie seine Vorfahren vor dreihundert Jahren. Mit einem Blasbalg schürte er das Feuer kräftig durch, bis es die richtige Temperatur hatte. Zwei Aufträge lagen vor. Einern Kleinbauern war die eiserne Wagendeichsel gebrochen, und Marek sollte sie wieder zusammenschmieden. Für eine neue hatte der Mann kein Geld.

Es wurde warm in der Schmiede. Marek hatte sich eine dicke Lederweste über das Unterhemd gezogen. Sein Gesicht wurde von den tanzenden Flammen angestrahlt. Verbissen bearbeitete er das Eisenstück. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er den jungen Mann nicht sah, der plötzlich im Eingang auftauchte.

Erst als er angerufen wurde, schaute Marek auf.

»Was willst denn hier?«

»Da ist ein Telegramm für dich gekommen, Marek!«

Der Schmied ließ das Eisen sinken. »Für mich?«

»Ja.«

»Ich komme.«

Über die Hauptstraße des Ortes schritt Marek neben dem Jungen her auf das Rathaus zu. Es war in einem alten, baufälligen Steingebäude untergebracht. Die Fahne der Republik flatterte über der Tür.

Der Bürgermeister, ein dicker Kerl mit Halbglatze, wartete hinter seinem Schreibtisch. Er grinste und wedelte mit dem Telegramm.

»Aus England«, erklärte er.

»Kannst du das denn lesen?«

»Es ist in unserer Sprache.« Der Bürgermeister übergab Marek die Nachricht.

Der Schmied begann zu lesen, und dabei weiteten sich seine Augen. »Das ist eine Sache«, flüsterte er.

»Was, daß du Besuch bekommst?«

»Ja, ich kenne den Mann gar nicht.«

»Und du kannst dir auch nicht denken, was er in unserem Dorf will?«

»Nein.« Marek schüttelte den Kopf.

»Na, da bin ich mal gespannt.« Der Bürgermeister lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Du wirst mir hoffentlich alles erzählen, mein Bester.«

»Kann sein.« Gedankenverloren steckte Marek das Telegramm ein und verließ den Raum.

Auf dem Weg zu seinem Haus beschäftigten sich seine Gedanken nur mit diesem Telegramm. Ein gewisser John Sinclair hatte es aufgegeben. John Sinclair aus London.

Marek hatte den Namen noch nie gehört, er wußte damit überhaupt nichts anzufangen. Was hatte ein Engländer davon, ihn zu besuchen? In einem gottverlassenen Ort in den Karpaten? Oder ob das am Ende mit der Vampirgefahr zusammenhing. Nur – wie sollte dieser Sinclair

davon Kenntnis bekommen haben?
Er sprach mit Marie darüber. Auch sie wußte keinen Rat, schlug aber wieder vor, den Pfarrer einzuweihen.
»Unsinn!« Marek winkte ab.
Marie verließ beleidigt den Raum.
Marek trat ans Fenster und schaute nach draußen. Nichts hatte sich verändert, das Leben lief normal weiter, und doch spürte er die Bedrohung, die unsichtbar über dem Ort lag. Kalurac brauchte Helfer. Ohne die war er machtlos. Stellte sich die Frage, woher er die bekommen sollte?
Frantisek Marek wurde in seinen Gedanken unterbrochen, als Corucz, sein Gehilfe, ins Zimmer stürzte. Der Mann war fix und fertig, er brach fast zusammen und mußte sich an der Türfüllung festhalten.
»Was ist los?« fragte Marek.
Corucz keuchte. Er war kaum fähig, eine klare Antwort zu geben. Dann aber haspelte er: »Auf Varescus Hof… sie sind… tot… alle tot…«

***

»Wer ist tot?« Mehr fiel Marek im Moment nicht dazu ein.
»Alle. Die Menschen, meine ich. Ich…« Corucz wankte zu einem Stuhl und ließ sich darauf nieder. »Ich… ich bin zufällig dort vorbeigekommen, und da hörte ich sie schreien.«
»Ich dachte, sie wären tot.«
»Nicht die Menschen.« Der Schmiedegehilfe wischte sich über die Stirn.
»Setz dich erst einmal«, sagte der Pfähler und drückte Corucz einen Stuhl in die Kniekehlen. Schwer fiel der Mann darauf nieder. Er bekam ein halbes Wasserglas von Selbstgebranntem Schnaps, schüttete das Zeug herunter und begann zu reden.
»Ich kam am Hof vorbei, und da hörte ich das Schreien des Viehs. Die Kühe blökten. Aber nicht nur die Kühe lärmten, auch die Schweine waren in heller Aufregung. Sie grunzten und quiekten. Die Hühner flatterten herum. Alle Tiere mußten eine schreckliche Angst haben.« Er hielt das Glas hin, und Marek schenkte noch einmal nach.
»Ja«, erzählte Corucz, »dann bin ich in das Haus gegangen. Erst habe ich gerufen. Als ich keine Antwort bekam, schlich ich in den Flur. Unten war niemand. Ich ging dann die Treppe hoch, traute mich sogar in den Schlafraum hinein, und dort sah ich sie dann liegen. Der Vater, die Mutter und die Söhne – alle tot!«
»Weißt du das genau?«
»Sie… sie atmeten nicht.«
Der Schmied drehte sich um und rammte seine Hände in die Hosentaschen. Daß sie nicht atmeten, brauchte noch lange nicht zu heißen, daß sie tot waren. Sie konnten auch Kaluracs erste Opfer sein.

Denn dieser Vampir war in der Nacht sicherlich nicht untätig gewesen.

»Hast du noch mit jemand anderem darüber gesprochen?« fragte der Pfähler.

»Nein!« Corucz schüttelte den Kopf. »Nur mit Ihnen.«

»Das ist gut, sogar sehr gut. Ich werde hingehen und mir die Toten ansehen, während du im Haus bleibst.«

Corucz rieb sich über das Gesicht. Es war schweißnaß. Eine glänzende Schicht blieb auf seinem Handrücken zurück. Er sah aus, als würde er jeden Augenblick vom Stuhl fallen. Leichenblaß war sein Gesicht. Wie bei einem Vampir…

»Du kannst in die Schmiede gehen«, sagte Marek.

Corucz nickte und stand ächzend auf. Wenig später war er verschwunden. Marek aber lief hoch in das Schlafzimmer, öffnete eine Schublade und holte seinen Eichenpfahl hervor. Den wollte er für alle Fälle bei sich haben.

Seine Frau erwischte ihn, als Marek gerade das Haus verlassen wollte. »Du willst weg?« fragte sie.

»Ja.«

»Und deine Arbeit?«

»Macht Corucz weiter.«

»Ist er denn da?«

Der Pfähler gab keine Antwort und verschwand.

Es hatte einen Wetterumschwung gegeben. Der Ort lag ungefähr achthundert Meter hoch, und etwa in dieser Höhe ballten sich Wolken zusammen. Dicke, graue Knäuel zogen durch die Straßen und Gassen, die Berge verschwammen in den Nebelfeldern. Es war typisches Novemberwetter. Weiter oben am Berg schneite es jetzt.

Marek hatte sich seine Lammfelljacke übergezogen. Sie tat ihm schon einige Jahre gute Dienste und hielt die Kälte ab. Der Atem stand als Wolke vor seinem Mund und vermischte sich mit dem grauweißen Nebel.

Es war dunkler geworden. Die schweren Wolken verschluckten die Sonnenstrahlen. Wer nicht genau wußte, daß Mittag war, der nahm an, die Dämmerung wäre hereingebrochen.

Marek verließ das Dorf. Die Menschen, die ihm begegneten, schauten ihn verwundert an da er grußlos an ihnen vorbeieilte. Wie ein Dieb, der nicht gesehen werden wollte.

Und so kam sich Marek bald vor.

Er glaubte nicht daran, daß die vier Menschen tot waren. Die Familie Varescu war sicherlich von Kalurac im Schlaf überrascht worden. Etwas Besseres hätte dem Vampir gar nicht passieren können. Zudem lag der Hof der Varescus ziemlich einsam. Das Haus und die Scheune schmiegten sich an eine Hügelflanke. Die Rückseite des Hauses lief mit

dem Hügel in fast gleicher Höhe.
Marek war schon oft bei ihnen gewesen. Er kannte die Varescus gut. Die Familie war verschlossen, besonders die beiden Söhne. Sie waren Zwillinge und jetzt knapp zwanzig Jahre alt. Kräftige Burschen, die zupacken konnten.
Ein schmaler Weg schlängelte sich den Hügel hoch, um an der anderen Seite in einem dichten Mischwald zu verschwinden.
Etwa fünfzehn Minuten Fußweg waren es vom Ort aus bis zu dem Gehöft der Varescus.
Marek schaffte die Strecke in zehn Minuten. Dann schälten sich die Umrisse der Hausfront aus dem Nebel.
Das Gehöft lag von drei Seiten frei, so daß der Wind um das Holzhaus pfeifen konnte. Die alte Scheune stand etwas schräg versetzt. Sie war kaum auszumachen.
Die Eingangstür stand offen. Hin und her bewegte sie der leichte Wind, der auch den Nebel zu spiralförmigen Gebilden drehte.
»Varescu!« rief Marek und blieb stehen. »Hörst du mich?«
Seine Stimme klang seltsam dumpf, aber Marek bekam keine Antwort.
Etwas zögernd schritt er auf das Haus zu. Seine rechte Hand hielt er unter der Jacke verborgen. Die Finger umklammerten den Eichenpfahl so fest, daß Mareks Knöchel weit hervortraten.
Mit dem Fuß stieß er die Tür auf. Sie schwang bis zur Wand, wurde aber nicht zurückgedrückt.
Der Pfähler hatte hinten leider keine Augen, deshalb sah er auch nicht die Gestalt, die als Schemen durch den Nebel huschte und in der alten Scheune verschwand.
Marek betrat das Haus.
Corucz hatte erzählt, daß die »Leichen« im Schlafzimmer lagen. Aber Marek traute dem Braten nicht. Er wollte erst einmal die unteren Räume durchsuchen.
Das Vieh blökte und schrie nicht mehr. Marek wußte, daß der Stall in der rückseitigen Hälfte des Hauses untergebracht war. Die Familie lebte noch wie ihre Vorfahren. Sie hatten auch kein fließendes Wasser, sondern betrieben einen Brunnen, der sich vor der Scheune befand. Und von elektrischem Licht hatten sie höchstens etwas gehört.
Marek betrat eine große Diele. Er schritt über den kalten gefließten Steinboden auf die wuchtige Holztreppe zu, die bis unter das Dach des Hauses führte. Im ersten Stock lagen die Schlafzimmer.
Und dort hatte Corucz die »Leichen« gesehen. Ein unangenehmes Gefühl beschlich Marek, als er sich der Schlafzimmertür näherte. Unter ihm knarrte das Holz.
Überall knackte und klapperte es. Der Wind sang um das Haus, rüttelte an Schindeln oder ließ Fensterläden schwingen. Im

Hintergrund blökte eine Kuh.

Ein lächerliches Geräusch in dieser Situation, aber Marek war wirklich nicht nach Lachen zumute.

Er blieb vor der offenstehenden Schlafzimmertür stehen. Atmete noch einmal tief durch und betrat das Zimmer.

Es war – leer!

Der Pfähler schloß sekundenlang die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb. Die Leichen waren verschwunden. Die zerwühlten Stellen auf dem Bett zeigten noch an, wo sie gelegen hatten.

Marek ging auch ins Nebenzimmer. Dort schliefen die beiden Söhne. Auch hier war alles leer.

Die Vampir-Familie Varescu war ausgeflogen!

Marek ließ den Eichenpfahl los und nahm die Hand wieder unter der Jacke hervor. Die Gefahr schien gebannt.

Vorläufig jedenfalls…

Normalerweise hätte Marek jetzt nach Hause laufen können, doch er wollte nicht. Jetzt feige zu verschwinden, hätte nur sein Gewissen belastet.

Nein, vielleicht hielten sich die Blutsauger noch in der Nähe auf. Möglich war alles.

Aber erst wollte er das Haus und die dazugehörigen Gebäude durchsuchen.

Er ging in den Keller.

Es war ein muffiges Gewölbe mit einer sehr niedrigen Decke. Marek mußte den Kopf einziehen. Er steckte ein Stück Holz an und hoffte, daß das Feuer das dämmrige Zwielicht durchdrang. Viel besser sah er aber nicht.

Die Varescus waren nicht zu finden, sie schienen tatsächlich das Weite gesucht zu haben.

Der Pfähler begann zu überlegen. Wo konnten sie stecken? Wo gab es tagsüber ein sicheres Versteck für die Blutsauger? Die Burg des Schwarzen Grafen, aber die lag zu weit weg. Der Weg zum Dorf wäre mühsam gewesen. Nein, sie mußten eine Bleibe finden, von der aus sie rasch nach Petrila gelangen und zuschlagen konnten.

Der alte Soldatenfriedhof!

Er lag mitten im Wald, und die Menschen erzählten sich, daß es dort spuken sollte.

Einen idealeren Schlupfwinkel für Vampire gab es gar nicht.

Marek beschloß, diesem Friedhof einen Besuch abzustatten, doch zuvor hatte er noch etwas anderes zu erledigen. Er wollte diesen Ort nicht verlassen, bevor er nicht auch die Scheune durchsucht hatte. Denn dort war es ebenfalls dunkel und für Untote ein guter Aufenthaltsort.

Der Pfähler trat wieder hinaus in die Wolkenbank. Leichter

Sprühregen hatte eingesetzt. Er näßte Mareks Gesicht und klebte in den Haaren.

»Mistwetter!« murmelte der Schmied.

Er wandte sich nach links. Dicht ging er an dem alten Brunnen vorbei. Am Seil hing noch ein Eimer. Er schwankte im Wind. Die alte Pumpe daneben hatte schon Rost angesetzt. Der Schwengel stand hoch.

Marek wunderte sich nicht einmal darüber, daß das Scheunentor offen stand.

Er schlüpfte hindurch und wartete einen Moment, bis sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten.

Über sich sah er die Tenne, wo das Stroh mit Dreschflegeln bearbeitet wurde. Wie vor Hunderten von Jahren. An der gegenüberliegenden Seite stand eine alte Egge. Marek sah auch mehrere Spaten, Hacken und Schaufeln.

Durch Löcher in der Wand fiel schwaches Licht. Wenn die Varescus den Bau nicht instandsetzten, würde ihnen das Stroh faulig werden. Aber das war nicht Mareks Sache.

Er ging den Grundriß einmal ab und suchte nach den Blutsaugern. Auch hier erlebte er eine Fehlanzeige.

Schulterzuckend wandte er sich um.

Da knallte die Tür zu.

Es war nicht der Wind, der sie zugeschlagen hatte, sondern ein Mann. Jemand, den Marek gut kannte.

Einen Schritt vor dem Ausgang stand Corucz, sein Gehilfe. Und er grinste. Hatte dabei die Lippen weit zurückgezogen und präsentierte zwei ausgewachsene Vampirzähne…

***

Haben Sie schon mal einen Intensivkursus mitgemacht? Ich hatte einen hinter mir. In Rumänisch. Powell hatte ihn mir aufgezwungen.

»Wenn Sie schon dahinfahren, dann sollten Sie wenigstens einige Brocken in der Landessprache reden können!«

Nun, ich hatte mich hineingekniet. Auch Suko versuchte es, und mir fiel dabei auf, daß er ein regelrechtes Sprachgenie war. Mein chinesischer Partner lernte besser und schneller als ich.

»Für so etwas muß man eben geboren sein«, meinte er spöttisch.

Die anderen organisatorischen Mühen übernahm Superintendant Powell. Er setzte sich mit dem rumänischen Botschafter in Verbindung, gab auch unserem Innenminister Bescheid, und dann wurde nur noch telefoniert und telefoniert.

Die Rumänen machten Schwierigkeiten. In ihrem Land durfte es offiziell keine Vampire geben, und die Legende von Dracula wurde seit neuestem so ausgelegt, daß der berüchtigte Vlad ein Held des

Volkes war. Die Obrigkeit ging eben seltsame Wege.
Doch wir bekamen unser Visum. Wir durften sogar Waffen mitbringen. Mit einer Sondermaschine ging es bis Wien. Von Schwechat aus nahmen wir dann die Linienmaschine nach Bukarest.
Überall wurden wir erwartet. Die Uniformierten waren höflich, aber reserviert. Ein privates Wort kam nicht auf. Ich probierte meine Sprachkenntnisse und war leidlich zufrieden.
Man verstand mich meistens.
Dann aber wurde es schwierig. Von Bukarest aus mußten wir wieder nach Norden, hinein in die Karpaten. Und das war eine Strecke von rund dreihundert Meilen.
Mit einem Flugzeug eine Leichtigkeit. Vorausgesetzt, es gab genügend Flughäfen, was jedoch hier nicht der Fall war.
Wir konnten wohl mit einer Sportmaschine bis Sibio fliegen, dem ehemaligen Herrmannstadt in Siebenbürgen. Aber da sagte man uns, daß über den Karpaten der Nebel wie eine dicke Brühe hinge.
Ich war sauer.
Dann versuchte ich es mit Geld. Plötzlich war der Nebel nicht mehr so dick, und als ich noch einen Schein zulegte, erklärte sich ein Pilot bereit, den Flug zu wagen. Die fünfzig Meilen von Sibio bis Petrila mußten wir dann im Bus zurücklegen.
Die Sportmaschine war eine zweimotorige Chessna. Normalerweise wurden damit nur Parteigrößen geflogen, doch Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel.
Das war ein Flug. Dreißig Minuten nach dem Start sollten die Berge in Sicht kommen. Sie kamen auch, aber eingehüllt in dichte Wolken.
Von den Karpaten sah ich nichts, nur Nebel und Wolken. Unser Pilot fluchte, was sein Repertoire hergab, und ich lernte einige rumänische Schimpfworte. Er hätte lieber beten sollen.
Irgendwann erreichten wir unser Ziel. Zum Glück lag der Nebel nicht so dicht über dem Boden, daß eine Landung nicht möglich gewesen wäre.
Ich gab dem Pilot noch ein Trinkgeld hinzu. Mit wackeligen Knien lief er in die nächste Kneipe. Das hätte ich auch gern gemacht, aber wir mußten weiter.
Der Bus war weg. Wie hätte es auch anders sein können.
Suko kam auf die Idee, einen Leihwagen zu nehmen, aber so etwas war nicht aufzutreiben.
Dafür jedoch ein Taxi.
Der Fahrer – er war so klein, daß er kaum über das Lenkrad seines Polski-Fiats schauen konnte – blickte uns an, als hätte er Geisteskranke vor sich.
»Wo wollen Sie hin?«
»Nach Petrila.«

»Das Wetter ist viel zu schlecht.«

»Dann heitern wir es etwas auf«, sagte ich und hielt ihm eine Zwanzig-Pfund-Note unter die Nase. Für den Kleinen massig viel Geld. Die Härchen seines Oberlippenbarts sträubten sich zwar, er aber nicht mehr.

»Ich fahre Sie.«

»Wer sagt's denn«, meinte Suko.

Der Knabe mußte erst noch volltanken, und dann ging die Reise los. In Richtung Süden. Tief in das Gebirgsland der Karpaten hinein.

Unser Fahrer war ein lustiges Kerlchen. Er pfiff vor sich hin und stellte sein Radio dazu an, das ebenso pfiff wie er. Wir ließen uns mit rumänischer Folklore berieseln.

Hin und wieder gab es Nebellöcher. Da sahen wir dann etwas von der Landschaft.

Sie erinnerte mich manchmal an Schottland. Viel Wald, sanfte Hänge, dann wieder enge Täler und reißende Bäche.

Hier also hatte der gefürchtete Vlad Dracula gelebt.

Eine wildromantische Gegend, diese Karpaten. Ich verstand, daß sie ein Anziehungspunkt für viele Touristen ist.

Suko und ich saßen im Fond. Mein chinesischer Partner schlief, und auch mir fielen bald die Augen zu.

Wie lange wir geschlafen hatten, wußte ich nicht. Die Stimme des Fahrers weckte uns.

»Noch fünfzehn Minuten, dann sind wir da.«

War ich froh.

Wir fuhren durch einen Wald. Die Straße war zwar asphaltiert, aber Schlaglöcher hatten sie zu einer miesen Piste gemacht. Natürlich hing draußen noch der Nebel. Es kam mir vor, als würde er wie eine Wand zwischen den dicht beieinanderstehenden Bäumen kleben.

Suko hatte wieder eine passende Bemerkung auf Lager. »Dieser Nebel könnte auch in London oder Schottland sein. Tja, Nebel sieht überall auf der Welt gleich aus«, philosophierte er.

Ich tippte mir gegen die Stirn. »Von deinem berühmten Konfuzius hast du diese Weisheit sicherlich nicht.«

»Nein, aber von mir.« Suko strahlte, und sein Pfannkuchengesicht wurde dabei noch breiter.

Es kamen Kurven. Eng, ohne irgendwelche Leitplanken abgesichert. Die Reifen des Fiats wimmerten auf der nassen Straße, doch der Fahrer pfiff weiterhin fröhlich.

Dann allerdings verging ihm das Pfeifen.

Er bremste.

Hart und ohne Voranmeldung. Suko und ich wurden nach vorn geschleudert, machten die Arme lang und stützten uns an den Vordersitzen ab.

»Was ist?« rief ich.

Der Fahrer hatte auf einmal Angst. Wie wild kurbelte er gegen, da der Wagen auf der nassen Straße ins Schleudern geriet.

Und dann kam der Graben. Beinahe gemütlich rutschte der Fiat hinein und blieb mit dem Heck darin hängen.

Der Fahrer jammerte und schrie. Er trommelte mit beiden Händen auf dem Lenkradring.

Ich schlug ihm gegen die Schulter. »Ruhig Blut, Freund, wir werden deinen Schlitten schon freischaufeln. Aber was war mit der Gestalt?«

»Da ist sie!« Suko zischte die Worte. Dabei klinkte er schon die Tür auf.

Ich vergaß den Fahrer, richtete meinen Blick durch die Scheibe und sah die Gestalt ebenfalls.

Es war ein Mann, ziemlich groß und mit einem langen dunklen Mantel bekleidet. Er stand nicht weit vom Wagen entfernt, sehr nah am Wald. Als er den Kopf wandte und in den Fiat schaute, konnte ich für den Bruchteil einer Sekunde sein Gesicht mit den zurückgezogenen Lippen sehen.

Ich erschrak.

Der Kerl war ein Vampir!

Genau der richtige Empfang für uns.

Ich sprang ebenfalls aus dem Auto. »Der Mann ist ein Vampir!« rief ich Suko zu, während ich im Graben landete und mit beiden Füßen im Schlamm versank.

Mein Fluch war nicht druckreif.

Suko rannte um den Fiat herum. Aber der Vampir hatte erkannt, daß wir ihm an die Wäsche wollten. Er setzte mit einem Sprung über den Straßengraben und verschwand im Wald. Die Nebelbrühe zwischen den Bäumen verschluckte ihn rasch.

Suko und ich nahmen die Verfolgung auf. Wir wollten ihn einkreisen. Jetzt wußten wir, was uns in Draculas Heimat erwartete.

Der Nebel wurde dichter. Suko und ich mußten uns durch Rufe verständigen, sonst hätten wir uns verloren. Wie ein Stier brach ich durch das Unterholz. So sehr ich für den Wald und seine Erhaltung plädiere, damals jedoch verfluchte ich ihn. Die Bäume standen so dicht, daß oft die Zweige an meiner Kleidung rissen oder schmerzhaft über die Gesichtshaut fuhren.

Dann hörte ich das dumpfe Rauschen und Gurgeln.

Ich blieb stehen.

Der Boden unter mir war tief geworden. Meine Füße drückten das alte Laub ein wie einen dicken Teppich. Ich war in ein Feuchtgebiet gelaufen. Irgendwo in der Nähe mußte ein kleiner Fluß oder ein Bach vorbeirauschen.

Ich hörte Sukos Ruf.

»Okay, ich bin hier!« rief ich zurück.

Nach drei Schritten ging's bergab. Ich paßte nicht auf, sah aber auch nichts, machte einen Spagat und taumelte.

An einem Zweig konnte ich mich festhalten. Dann wurde ich vorsichtiger. Schritt für Schritt schlich ich den Abhang hinunter, hangelte mich von Baum zu Baum, rutschte hin und wieder über den glatten Boden, konnte mich jedoch immer wieder fangen.

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß der verdammte Nebel noch dichter geworden war. Kein Wunder, in der Nähe des Flusses. Meiner Meinung nach mußte er am Fuße des Hügels vorbeifließen.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

Plötzlich versanken meine Füße in feuchtem Gras. Ich hielt mich an einem Ast fest und sah ziemlich dicht vor mir das Wasser über scharfkantige Steine gurgeln.

Schweratmend wartete ich ab. Von Suko sah ich nichts.

Dafür tauchte der Vampir auf.

Es hatte sich im Unterholz versteckt gehalten, zwischen den Büschen am Bachufer.

Doch der Blutsauger war nicht allein.

Er hatte zwei Helfer gefunden.

Vierbeinige Helfer.

Es waren Wölfe!

***

Marek starrte seinen Gehilfen an wie einen Geist. Er konnte nicht begreifen, daß Corucz, der Mann, den er von Jugend auf kannte, zu einem Vampir geworden war.

»Das… das ist nicht wahr!« flüsterte der Schmied, »das darf nicht wahr sein.«

Corucz kicherte. »Doch, Marek, es stimmt. Ich gehöre zu den anderen. Und daß du gekommen bist, war fantastisch eingefädelt. Du bist in die Falle gegangen. Wie wir es uns vorgestellt haben.«

»Wir?« echote der Pfähler.

»Ja, die Varescus und ich. Es stimmt, ich habe sie gefunden. Sie waren bereits Vampire. Als ich ins Zimmer trat, war ich gefangen. Sie nahmen mich als Opfer. Alle vier. So wie es der Schwarze Graf befohlen hat.«

»Und jetzt willst du mich auch töten?« flüsterte Marek.

»Nein, zu einem der unseren machen.«

Marek lachte bitter. »Das kommt auf dasselbe raus, Corucz. Nur bin ich nicht irgendwer. Ich weiß mich zu wehren. Du hast dir den falschen Mann ausgesucht.«

Der Vampir lachte. »Du bist alt, Marek, zu alt.«

»Aber nicht für dich.« Mit diesen Worten zog der Schmied seinen

Pfahl unter der Jacke hervor.

Sekundenlang war der Untote irritiert. Er starrte auf den Pfahl, den Marek in der rechten Hand hielt und dessen Spitze auf Corucz wies.

Schleichend trat der Vampir einige Schritte zur Seite, tauchte ein in das graue Zwielicht und wurde selbst zu einem Schatten. »Ich laß dich hier nicht raus!« knurrte er, und Marek wußte, daß ihm ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand.

Die beiden ungleichen Gegner belauerten sich, schlichen durch die Scheune und warteten darauf, daß sich einer eine Blöße gab, um dann blitzschnell angreifen zu können.

Marek bewegte sich nach rechts, weg von der Tür, während der Untote in die Richtung schlich, in der die Ackergeräte standen.

Hin und wieder raschelte Stroh unter den Füßen der Männer. An zahlreichen Stellen nistete die Dunkelheit, dann konnte keiner den anderen sehen.

Plötzlich klirrte etwas gegeneinander. Dann ein schabendes blechernes Geräusch, und im nächsten Augenblick sprang der Untote vor.

Er hatte sich bewaffnet.

Mit einer Hacke!

Jetzt wurde es noch gefährlicher. Aber Marek zeigte keine Angst. Im Gegenteil. Er lockte den Untoten aus seiner Reserve. »Komm doch!« zischte er, »na los, versuch es!«

Leicht geduckt stand Marek da und hielt seinen angespitzten Eichenpfahl in der vorgestreckten rechten Hand. Und sein Locken hatte Erfolg, der Untote ließ sich nervös machen.

Er stürmte plötzlich auf Marek zu. Weit hatte er seinen Mund aufgerissen, präsentierte seine dolchspitzen Zähne und schlug gleichzeitig mit der Hacke zu.

Geschickt wich Marek aus. Der Schlag verfehlte ihn, aber Corucz fing sich schnell. Sofort wirbelte er wieder herum, um seinen Gegner abermals anzugreifen.

Diesmal jedoch war Marek schlauer. Er lief weg, und zwar dorthin, wo das Werkzeug stand. Blitzschnell steckte er den, Eichenpfahl weg und nahm einen Spaten auf.

Da holte der Vampir zum nächsten Schlag aus. Hastig riß Marek den Spaten hoch. Die Hackenspitze klirrte gegen das Spatenblatt. Mit solch einer Wucht, daß Funken auf dem Metall sprühten. Von der Gewalt des Schlages wäre Marek der Spaten fast aus der Hand gerissen worden, doch der Schmied fing sich im letzten Augenblick und wich sofort nach hinten aus.

Deshalb verfehlte ihn auch der nächste Schlag.

Corucz blieb stehen. Der Schmied las in seinen Augen ein böses Funkeln.

»Laß es!« schrie er seinem ehemaligen Gehilfen an. »Verdammt, laß es, du…«

Stur schüttelte der Untote den Kopf. »Ich krieg dich, genau wie sie mich bekommen haben. Dann werden wir hier auf weitere Opfer warten. Du hast keine Chance.«

Und doch hatte Marek sie. Er nutzte den Moment des Redens aus und schleuderte dem Vampir den Spaten zwischen die Beine.

Corucz fiel lang hin. Auf alles war er gefaßt gewesen, nur darauf nicht. Er prallte auf den Bauch.

Marek riß seinen Pfahl hervor.

Er schloß die Augen, als er zustieß. Aber er mußte es tun.

Ein Schrei! Langgezogen und heulend.

Dann wurde es ruhig.

Marek hatte wieder einen Teil seines Erbes erfüllt. Aber er konnte nicht hinschauen. Ihm wurde plötzlich übel. So rasch ihn seine Füße tragen konnten, rannte er auf den Ausgang zu und verließ die Scheune.

Wie ein Betrunkener taumelte er nach draußen, hinein in die kalte, feuchte Nebelbrühe. An der Scheunenwand hielt er sich fest. Schwindelgefühle packten ihn. Er glaubte, seine Knochen wären aus Pudding.

Nur langsam kam er wieder zu Atem. Schweißnaß klebte das Haar auf der feuchten Stirn. Er starrte in die graue Nebelwand und hatte das Gefühl, von schrecklichen Gestalten umringt zu sein. Aber es waren nur die vom Nebel umflorten, verkrüppelten, kahlen Büsche, die in dieser grauen Suppe geisterhafte Konturen annahmen.

Mit gebeugtem Haupt verließ Marek, der Pfähler, den Hof der Varescus. Er hatte die Gefahr geahnt. Er hatte sie stoppen wollen und es nicht mehr geschafft. Nun war es zu spät. Die Untoten waren längst da. Wer wußte schon, welche Menschen von den Vampiren bereits infiziert waren und den Keim der Verdammnis in sich trugen? Sein eigener Mitarbeiter war zu einem Blutsauger geworden, zu einer lebenden Leiche! Aber war er der einzige im Dorf?

Marek glaubte es nicht, und er war sicher, daß erst die Nacht Aufklärung bringen würde.

Dann aber stand er allein gegen die Meute.

Mit diesem Wissen ging er zurück ins Dorf.

***

Sekundenlang starrten der Vampir und ich uns an. Und in dieser Zeitspanne wurde uns klar, daß wir Feinde waren – Todfeinde!

Ich sah die von Nebelschwaden umspielte, hochgewachsene Gestalt, das breitflächige Gesicht, das wie ein helle, bleiche Maske wirkte. Und dann stieß der Untote einen fauchenden Laut aus.

Das Zeichen für die Wölfe.

Aus dem Stand schnellten sie sich ab. Ungeheuer kraftvoll und wuchtig. Die Muskeln spielten unter dem grauen Fell. Die Mäuler hatten sie aufgerissen, die Zähne gebleckt.

Ich wollte meine Waffe ziehen und feuern, doch ich war nicht schnell genug. Mit einem Hechtsprung warf ich mich zur Seite.

Ich klatschte in den Bach.

Eiskalt schlug das Wasser über mir zusammen. Hastig kam ich wieder hoch, und schon flog das erste Tier auf mich zu. Beide Fäuste riß ich hoch und rammte sie dann vor. Der Wolf wurde empfindlich auf der Schnauze getroffen und fiel ebenfalls ins Wasser. Er drehte sich ein paarmal und wurde von der Strömung abgetrieben.

Das eisige Wasser reichte mir bis zu den Oberschenkeln. Ich watete vor, um ans Ufer zu gelangen, als der Blutsauger den nächsten Befehl ausstieß.

Der zweite Wolf hechtete auf mich zu.

Da peitschte ein Schuß.

Der Knall wurde vom Nebel verschluckt. Ich sah, wie die graue Bestie mitten im Sprung zusammenzuckte und in das Wasser flog. Hoch spritzte es auf.

Der Vampir brüllte.

Wieder fiel ein Schuß. Der Vampir zog den Kopf ein. Neben ihm wurde ein Zweig vom Gebüsch gefetzt, und dann verschwand der Blutsauger im Wald.

Rasch hatte ihn der Nebel verschluckt.

Links von mir tauchte Suko aus der grauen Brühe auf. In der Hand hielt er eine Pistole. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, wie meine Beretta.

Suko wollte noch einmal schießen, doch da war der erste Wolf schon an Land geklettert und zwischen den Bäumen verschwunden.

Ich watete ans Ufer, frierend wie ein Schneider.

Suko grinste. »Hast du zu Hause keine Badewanne?« fragte er mich.

»Ja«, erwiderte ich bissig. »Aber da gibt es keine Strömung!«

Suko lachte und reichte mir die Hand. Ich griff fest zu und ließ mich an Land ziehen.

»Komm in den Wagen. Vielleicht hat der Fahrer eine Decke. Du holst dir sonst den Tod.« Ich machte Freiübungen, schlug die Arme gegen meinen Körper und versuchte, mich aufzuwärmen.

Suko starrte in den Nebel. »Der Vampir ist weg, verdammt!« fluchte er.

»Hast du etwas anderes erwartet? Aber eine gute Seite hat mein Bad doch gehabt. Wir wissen, wo wir dran sind. Die Untoten haben sich hier schon breit gemacht.«

Suko nickte. Er starrte auf das Wasser. »Fließend«, sagte er, »schade,

daß der Blutsauger da nicht reingefallen ist. Dann wäre es aus mit ihm gewesen.«

»Man kann nicht immer Glück haben.« Ich ging an Suko vorbei und stieg den Abhang hoch.

Dabei beeilte ich mich. Arme und Beine waren immer in Bewegung, und schon bald begann meine Kleidung zu dampfen.

Natürlich hielten wir auch Ausschau nach dem Vampir. Aber ihn in diesem Nebel zu entdecken, war so gut wie unmöglich.

Ich war mir aber sicher, daß sich der Blutsauger irgendwann einmal zeigen würde. Das war nicht unsere einzige Begegnung. Weiterhin glaubte ich auch daran, daß noch mehr Vampire hier herumgeisterten. Es war ein Gefühl, das mir das sagte. Und getäuscht hat mich dieses Gefühl selten.

Der Anstieg gestaltete sich ziemlich mühsam, aber schließlich hatten wir es geschafft.

Geisterhaft sahen wir das Band der kurvigen Straße. Ich machte mir Sorgen um den Fahrer. Hoffentlich war er nicht dem Vampir in die Hände gefallen.

Wir waren ungefähr dort aus dem Wald getreten, wo wir auch hineingegangen waren.

Ich sah den Fahrer nicht, hörte ihn jedoch fluchen. Ein paar Schritte gingen wir zur Seite.

Der Fahrer stand im Graben. Verzweifelt versuchte er, seinen Fiat hochzuwuchten. Er strengte sich dabei an, schimpfte, gab sich selbst Kommandos und schaffte es trotzdem nicht.

Suko drängte ihn zur Seite. »Komm her, mein Freund, laß da mal richtige Männer ran!«

Unser Fahrer ging zur Seite, und Suko sprang in den Graben. Dann packte er zu.

Suko bewegte den Fiat zwar, aber herausheben konnte er ihn auch nicht.

Der Rumäne lamentierte. »Ich habe es ja gleich gesagt. Viel Muskeln, aber wenig…«

»Wirst du wohl ruhig sein!« fauchte Suko den guten Mann an.

Der Fahrer schwieg erschrocken.

Anschließend versuchten wir es zu dritt und schafften es tatsächlich, den Fiat wieder auf die Straße zu heben.

Der Fahrer tanzte vor Freude und schlug abwechselnd mir und dann wieder Suko auf die Schultern.

Freundlich erinnerte ich ihn daran, daß wir es eilig hatten. Er klemmte sich hinter das Steuer und fuhr ab, kaum daß wir eingestiegen waren.

Bis Petrila hielt uns nichts mehr auf.

***

»Wir sind da«, meldete sich der Rumäne wenig später mit stolzer Stimme. »Heil und ohne Unfall.«

Vom Ort sahen wir nicht viel. Er lag verpackt in einer dicken Nebelsuppe. Häuser erkannten wir nur schemenhaft. Unser Fahrer betätigte jetzt dauernd die Hupe. Immer wenn sein Dreiklanghorn dröhnte, sprangen die Menschen fluchtartig zur Seite.

»Ich fahre bis in die City«, meldete er. Bei dem letzten Wort wurde er rot vor Stolz. Er mußte es irgendwo mal aufgeschnappt haben.

Mit dem Wort City bezeichnete er wohl den Marktplatz. Er wurde von alten Häusern eingerahmt und besaß in der Mitte einen fantastischen Steinbrunnen. Eine Reiterfigur saß auf einem Sockel, umklammerte ihr Schwert und reckte es drohend gegen den Himmel.

Ruckartig wurde der Fiat gestoppt. »Aussteigen«, sagte der Fahrer. »Es war mir ein Vergnügen, bitte sehr.« Er warf einen Blick auf meine feuchte Kleidung und meinte: »Umziehen.«

»Du bist schon in Ordnung«, sagte ich, klopfte ihm auf die Schulter und gab ihm noch einen Schein.

Blitzschnell verschwand die Note. Dann sprang der Kleine wieder in den Fiat, drehte noch hupend eine Runde und fuhr davon. Es wurden einige Leute aufmerksam. Zwischen den Häusern war der Nebel nicht so dicht. Mißtrauisch wurden wir angestarrt.

Wir standen da wie zwei Touristen. Suko hielt unser Gepäck in den Händen. Ich trug unseren Einsatzkoffer, der allerlei hübsche Überraschungen für unsere »Freunde« aus der Jenseitswelt barg.

Ich wollte schon eine Frau herbeiwinken und sie nach Mareks Adresse fragen, als aus einem alten Haus ein Mann trat und winkend auf uns zulief.

»Das Empfangskomitee«, sagte Suko. »Bestimmt wird noch der rote Teppich ausgerollt.«

Das geschah zwar nicht, aber dafür fragte der Mann: »John Sinclair aus London?«

»Ja, dann sind Sie Marek?«

»Nein, nein, nur der Bürgermeister, bitte sehr.« Er strich über seine Halbglatze. »Aber bei mir ist das Telegramm für Marek eingetroffen. Bei uns ist auch gleichzeitig die Poststation.«

Ich mußte achtgeben, daß ich die Worte verstand, denn der Knabe sprach ziemlich schnell.

»Gut, dann können Sie uns sicherlich erklären, wo Marek wohnt.«

Ein listiger Ausdruck erschien auf dem Gesicht des Bürgermeisters. »Was wollen Sie denn von ihm?«

»Das erzähle ich ihm selbst.«

Die Miene des Bürgermeisters verschloß sich. Jetzt wurde er dienstlich. Er fragte nach den Visa.

Ich gab sie ihm.

Genau studierte er die Papiere, dann reichte er sie uns zurück. »Ich muß wissen, was in meiner Stadt vor geht, meine Herren. Deshalb werde ich Sie zu Frantisek Marek begleiten. Ich darf vorausgehen.«

Suko und ich grinsten uns an. Wir nahmen unser Gepäck hoch und folgten dem Bürgermeister.

Wir schritten die Straße wieder hinunter. Mittlerweile brach die Dämmerung an. Vergeblich versuchten die Laternen, die dunkelgraue Nebelwand mit ihrem Licht zu durchbrechen. Sie warfen nur verwaschene Kreise mit faserigen Rändern.

Die Menschen grüßten respektvoll, wenn sie ihren Bürgermeister sahen. Schließlich blieben wir vor einem einstöckigen Haus stehen. Die Tür des Anbaus stand offen.

Der Bürgermeister schritt zur Haustür und setzte einen alten Klopfer in Bewegung.

Eine Frau öffnete. Sie war ziemlich vollschlank. Die meisten würden sagen dick, hatte aber gütige Augen und ein frisches Gesicht.

»Was willst du, Mirca?« fragte sie den Bürgermeister. Dann sah sie uns und lächelte. »Sie sind die Herren aus England?«

»Ja.«

»Und einen Chinesen haben Sie auch mitgebracht?«

»Red nicht soviel, Marie, laß uns endlich rein. Es ist ziemlich kalt hier draußen.« Der Bürgermeister hatte keine Lust mehr zu warten, doch die Frau schüttelte den Kopf. »Frantisek ist nicht hier.«

»Dann warten wir eben«, sagte der Bürgermeister.

»Aber du nicht.«

Der Bürgermeister lief rot an. Dann begann er einen Streit vom Zaun zu brechen, der damit endete, daß er verschwand.

Marie wandte sich an uns. »Frantisek kann ihn nicht leiden. Er will ihn nicht im Haus haben. Er mag keine Leute von der Partei. Kommen Sie bitte rein!«

Der Bürgermeister blieb noch einmal stehen und schüttelte drohend die Faust. Dann verschluckte der Nebel ihn.

Marie Marek führte uns in eine peinlich aufgeräumte Küche. Wir nahmen an einem groben Holztisch Platz, und die Frau erkundigte sich, ob wir etwas zu trinken haben wollten.

Sie bot einen Selbstgebrannten Schnaps an.

Suko und ich waren einverstanden, doch vorher wollte ich mich umziehen. In einer Nebenkammer konnte ich die nasse Kleidung wechseln.

Als ich wieder bei Suko saß, standen die Gläser schon auf dem Tisch. Etwas halbhoch schimmerte eine gelblich klare Flüssigkeit darin.

»Was ist das?« fragte ich.

»Eine Mischung aus Pflaumen- und Beerenschnaps«, erklärte uns die Frau.

Wir tranken. Und dann schnappte ich verzweifelt nach Luft. Teufel, das Zeug ging durch.

Das war kein Obstschnaps, sondern eine Mischung aus Salzsäure, Paprika und Chili-Pfeffer. Ich lief rot an, schnappte nach Luft und verschluckte mich.

Suko saß daneben und lachte. Er hatte sein Glas leer. Anzumerken war ihm nichts.

»Engländer können wohl nicht viel vertragen«, meinte die Frau und wollte noch einmal nachschenken, doch ich legte rasch meine flache Hand auf das Glas.

Ein Schluck hatte gereicht.

Marie Marek setzte sich zu uns an den Tisch. Jetzt sah ich auch die Sorgenfalten in ihrem Gesicht.

»Haben Sie irgend etwas, Frau Marek?« fragte ich.

»Ja, ich mache mir Sorgen um meinen Mann. Ich weiß nicht wohin er gegangen ist. Kurz nach ihm ist auch unser Gehilfe verschwunden. Er war so komisch, hat nur wissend gegrinst und ist gegangen.«

»Können Sie sich nicht denken, welches Ziel ihr Mann hatte?«

Sie hob die Schultern und schaute aus dem Fenster. Draußen nieselte feiner Regen gegen die Scheibe. »Vielleicht auf Vampirjagd. Er glaubt ja daran.«

»Und Sie?« fragte ich.

»Gesehen habe ich noch keine.«

»Aber Sie glauben daran.«

Die Frau wich meinem Blick aus, als sie antwortete. »Und wenn Sie mich Auslachen, mein Herr, aber jeder in dieser Gegend glaubt an Vampire. Daran hat sich seit Vlad Dracula nichts geändert.« Sie hob den Blick. »Jetzt werden Sie sicherlich über mich lachen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil. Ich lache nicht. Vampire sind harte Gegner, und ich habe nicht erst einmal gegen sie gekämpft.«

»Stimmt… das?«

Ich erklärte der Frau, zu der ich Vertrauen gefaßt hatte, welche Funktion ich ausübte. Wie ich dazu gekommen war, in diesen Ort zu fahren.

Ihre Augen wurden groß, und ihr Gesicht nahm einen staunenden Ausdruck an. Dann flüsterte sie: »Lieber Himmel, dann haben Sie das Kreuz!«

»Ich trage es immer bei mir.« Zur Demonstration knöpfte ich mein Hemd auf und zeigte ihr das wertvolle Kleinod.

Marie Marek beugte sich über den Tisch. Ihre Stimme zitterte vor Ehrfurcht, als sie sagte: »Das ist es, mein Gott im Himmel, das ist es tatsächlich. Und ich habe ihm nie glauben wollen.«

»Wem?«

»Meinem Mann. Als er von dem Erbe sprach. Ich habe ihn immer für

einen Spinner gehalten, aber jetzt…«

Als wäre die Nennung des Namens ein Stichwort gewesen, da öffnete sich die Tür. Marek betrat die Küche, er war in Nebel gehüllt.

»Endlich!« rief seine Frau, »endlich bist du da!«

Marek blieb inmitten der Küche stehen. Ich erhob mich, und wir sahen uns an.

Dieser Mann mit dem weißen Haar, dem wettergegerbten Gesicht und den hellblauen Augen, war mir von Beginn an sympathisch. Ihm erging es wohl ebenso, denn wie abgesprochen begannen wir beide zu lächeln. Auf seiner Kleidung glänzte die Feuchtigkeit. Sie hatte sich auch in seinem Haar festgesetzt. Den Reißverschluß der Lammfelljacke hatte er geöffnet. An seiner linken Hüfte sah ich einen Holzpfahl aus dem Gürtel ragen.

»Sie sind John Sinclair«, sagte Marek. »Sie müssen es sein!«

»Ja.« Wir gingen aufeinander zu und reichten uns die Hände. Obwohl uns altersmäßig eine Generation trennte, war unser Händedruck wie ein Schwur.

Es gibt Begegnungen im Leben, da verstehen sich wildfremde Menschen ohne Worte. Mir war es damals so mit Bill Conolly gegangen und auch mit Suko.

Heute erlebte ich es wieder.

»Willkommen bei uns in Petrila«, sagte Marek.

Ich stellte Suko vor, und dann war die Reihe an mir, noch einmal zu berichten. Diesmal ging ich auf Details ein, während Marek zuhörte und sich hin und wieder ein kleines Gläschen einschenkte.

Seine Frau saß daneben und schüttelte den Kopf. Als ich auf die Begegnung mit dem Vampir zu sprechen kam, faltete sie die Hände und murmelte ein Gebet.

»Das war jemand aus der Varescu-Sippe«, sagte Marek. Er berichtete, was er erlebt hatte.

Dann kamen wir auf das Kreuz zu sprechen. Als ich es zeigte, wurden die Augen des Alten feucht. Mit zitternden Fingern griff er danach und berührte es mit seinen Lippen.

»Ja, es ist das richtige Kreuz. Es stammt aus unserer Gegend. Ich erkenne es an den uralten Zeichen.«

Ich war wie elektrisiert. »Dann wissen Sie um die Bedeutung dieser Zeichen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht genau, ich müßte in einem alten Buch nachschlagen.«

»Haben Sie es zur Hand?«

»Leider nicht. Es liegt oben unter dem Dach. Irgendwo…« Er hob die Schultern. »Wenn wir Zeit hätten, dann…«

»Nein, nein, die haben wir nicht.«

Marek trank sein Glas leer. »Ich freue mich, daß dieses

geheimnisvolle Kreuz, das schon dazu beigetragen hat, den Grafen Dracula zu vernichten, in würdige Hände gelangt ist.« Dann zog er den Eichenpfahl aus dem Gürtel. »Auch dieser Pfahl hat dafür gesorgt, daß schon zahlreiche Vampire endgültig zur Hölle geschickt worden sind. Er hat ebenfalls eine lange Geschichte hinter sich. Kreuz und Pfahl gehören eigentlich zusammen.« Er schaute mich an, als wollte er mir den Pfahl übergeben, doch ich winkte rasch ab.

»Nein, behalten Sie ihn!«

Marek nickte. »Wenn mir etwas passiert, wüßte ich keinen würdigeren Menschen als Sie, der mein Erbe antritt. Vielleicht bin ich der letzte in der langen Ahnenreihe, die gegen die Untoten in diesem Lande gekämpft haben. Mein Leben lang habe ich über mein Schicksal nachgedacht. Ich mußte erst sechsundzwanzig Jahre alt werden, um den Kampf erfolgreich aufnehmen zu können.«

»Dann wollen wir hoffen, daß wir Kalurac zu fassen kriegen«, sagte ich.

Jetzt wiegte Marek nachdenklich den Kopf. »Da machen Sie sich zu große Hoffnungen.«

»Wieso?«

»Er wird nicht mehr hier sein. Meiner Meinung nach hält er sich irgendwo versteckt. Oder aber er ist unterwegs, um neue Verbündete zu finden, denn es geht um seine Existenz.«

Die Gedankengänge des Mannes waren gut. Wenn sie stimmten, saßen wir hier fest, schlugen uns mit »normalen« Vampiren herum, während Kalurac ganz woanders seine Fäden spann.

Eine Vorstellung, die mir den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Er konnte sich ebensogut hier versteckt halten oder Hunderte von Meilen entfernt zuschlagen. Genau dort, wo wir nicht waren.

»Denkst du das gleiche wie ich?« fragte Suko leise.

»Ja.«

Mit wenigen Worten klärte ich Marek auf. Und auch er zeigte sich besorgt. Er drehte den Kopf zum Fenster. »Dann gibt es für uns nur noch eine Möglichkeit. Wir müssen die Familie Varescu finden und ihr den Seelenfrieden wiedergeben, sonst erleben wir die Hölle. Draußen ist es finster. Wenn wir sie noch in ihren Verstecken erwischen wollen, dann müssen wir uns beeilen.«

»Sie wissen, wo die Vampire zu finden sind?« fragte ich.

Jetzt lächelte Frantisek Marek. »Auf dem alten Soldatenfriedhof…«

***

Das Grauen flog in Richtung Norden!

Niemand sah sie, keiner entdeckte sie. Sie wurde eins mit den Wolken, verschwand im Schatten des Nachthimmels, stieß manchmal hinunter bis auf wenige hundert Meter Höhe, sah dann die Lichter der

Städte und kleineren Orte und stieß jedesmal ein grimmiges Fauchen aus.

Bald würde diese Ruhe gestört werden, dann war es den Menschen nicht mehr möglich, so sorglos in den Tag hineinzuleben. Dann bestimmten Angst und Entsetzen ihren Alltag, denn die geballte Macht der Vampire war groß – sehr groß sogar!

Lautlos schwebte die Fledermaus weiter, erreichte den Staat Ungarn, segelte hinweg über die brettflache Pußta, ließ sich von Aufwinden tragen und steuerte Wien an.

Dort lebte ein uralter Vampirclan, der sich die Jahrhunderte hindurch gehalten hatte. Die Katakomben der Millionenstadt an der Donau dienten der Familie als Unterschlupf. Sie lebten in den Abwasserkanälen in ewiger Dunkelheit, hatten ihren Existenzrhythmus auf ein Minimum reduziert und ernährten sich in der Hauptsache nur noch von Tierblut. Es waren keine echten Vampire mehr; die Zeit hatte sie gezeichnet, und sie besaßen nicht die Kraft, sich zu erheben.

Aber das sollte anders werden.

Die Familie Ceprac, vor einigen hundert Jahren aus Rumänien an die Donau gekommen, sollte wieder zu dem werden, was sie früher einmal war.

Zur mächtigsten Vampirfamilie des Kontinents!

Durch einen magischgeistigen Kontakt hatte D. Kalurac sein Kommen angekündigt. Die Cepracs wußten Bescheid und würden sich an dem abgemachten Treffpunkt aufhalten.

Und das war der Kahlenberg!

Sie hatten einen alten Bunker als Treffpunkt ausgemacht, der nicht weit vom Gipfel entfernt lag.

Der Vampir erreichte die CSSR, flog über Bratislava, dem ehemaligen Preßburg, und gelangte an die österreichische Grenze. Kein Zöllner sah die Riesenfledermaus, wie sie im Dunkel der Nacht die Grenze überflog. Die Schwarze Magie machte es auch möglich, daß dieses Untier nicht auf einem Radarschirm geortet wurde.

Der erste Ort in Österreich hieß Bad Deutsch Altenburg. Auf dem Hundsheimer Berg, ganz in der Nähe der Ortschaft, legte der Vampir eine Pause ein.

Es war tief in der Nacht. Es rauschte auf, als der Vampir dem Gipfel entgegenflog. Wo tagsüber begeisterte Flugzeugbauer ihre neuesten Modelle fliegen ließen, herrschte in der Nacht eine nahezu gespenstische Ruhe.

Die Riesenfledermaus klappte die Flügel zusammen. Das häßliche, vorstehende Maul bildete sich zurück und nahm menschliche Züge an. Der Vampir lächelte böse, als er hinauf zum Himmel schaute und den runden Vollmond ansah.

Er gab ihm immer wieder die Kraft für seine Taten. Aus dem

Erdtrabanten empfing er die Strahlen, die seine Existenz während der Nacht gewährleistete.

Vampire waren Nachtgeschöpfe. Tagsüber mußten sie sich versteckt halten, lebten dann in einsamen, längst vergessenen Grüften und Burgverliesen. Erst wenn es dunkel wurde, trauten sie sich hervor.

In alter Zeit hatte es noch viele von ihnen gegeben, da vergingen die Menschen fast vor Angst, wenn nur der Name eines Vampirs ausgesprochen wurde. Doch in der modernen Zeit traten sie nur hin und wieder auf. Einige von ihnen hatten überlebt. Dafür war die Familie Ceprac ein gutes Beispiel, aber an Macht hatten die Blutsauger verloren.

D. Kalurac wollte die Vampirfamilien, die es in Europa noch gab, vereinigen und zu einer Allianz des Blutes zusammenschließen. Österreich mit der Familie Ceprac stand auf seiner Seite. Nun galt es noch, die englischen Vampire davon zu überzeugen, daß ein Eintritt in die Allianz das Beste für sie war, um eine Überlebenschance zu garantieren.

Während Kalurac in seinem Sarg gelegen hatte, als Aschehaufen und körperlich nicht präsent, hatte sein böser Geist Ausflüge unternommen und das Weltgeschehen beobachtet. Der Geist hatte in einem Zwischenreich gelebt, das von einem Dämon regiert wurde, den man den Spuk nannte. Er fing die Seelen der Dämonen auf und hortete sie auf einem besonderen Friedhof. Manche von ihnen konnten nicht mehr zurück, aber D. Kalurac war wieder in die Welt der Lebenden geholt worden. Ein böser Zauber hatte dafür gesorgt, und Diener fand er überall. Wie dieser Petroc Jurc, der dem Ruf gefolgt war.

***

Doch es gab auch Kämpfer, die gegen das Böse antraten. Der Vampir dachte an seine Gegner. An das Team um John Sinclair, an Tony Ballard, an Professor Zamorra und deren Mitarbeiter. Und diese Gegner galt es auszuschalten.

Vor allen Dingen John Sinclair!

Von ihm hatte D. Kalurac zum erstenmal erfahren, als sein Geist im Reich des Spuks dahinvegetierte. Der Spuk hatte D. Kalurac von Sinclair berichtet. Das war nach einer Niederlage gegen den Geisterjäger in New York geschehen, als der Spuk Manhattan unter seine Kontrolle bekommen wollte.[2] Sinclair hatte dies verhindert, überlegte der Vampir, wie so viele andere Angriffe auch. Sinclair stand auf der Abschußliste an erster Stelle. Und deshalb mußte er ausgeschaltet werden.

Und er hatte das Kreuz!

Das Kreuz, das damals zusammen mit dem Eichenpfahl dazu beigetragen hatte, Vlad Dracula zu vernichten. Es gab kaum Dinge,

wovor sich Kalurac fürchtete. Aber das Kreuz gehörte dazu. Es repräsentierte eine ungeheuer starke Macht.

Die Macht des Guten, die alles überstrahlte.

Deshalb war John Sinclair nach Rumänien gelockt worden. Dort sollte er sich mit den Vampiren herumschlagen, damit in England die Bahn frei war.

Ihr Plan war einfach, aber teuflisch genial.

Die Vampire wollten in das Alltagsleben der Menschen hineinbrechen und sie zu ihren Dienern machen. Dabei war vorerst nicht an die einfachen Leute gedacht, nein, die vielleicht später. Erst standen diejenigen auf dem Programm, die an den Schalthebeln der Macht saßen. Politiker, Wirtschaftsbosse, sie alle sollten zu Vampiren werden und ihre Dienste in die Allianz des Blutes stellen.

Ein ungeheurer Plan, aber nicht undurchführbar. Denn wer ahnte schon etwas von der Gefahr, die sich da im Dunkeln zusammenbraute?

Kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Völkern waren errechenbar, kalkulierbar und voraussehbar. Da gab es immer Anzeichen, daß etwas passieren würde. Aber bei einem Angriff aus dämonischen Gefilden merkten die wenigsten etwas. Und die, welche die Wahrheit wußten, wurden von den anderen, »normalen« Mitbürgern spöttisch belächelt.

Das war es, was den Mächten der Finsternis immer wieder die Chance gab, ihre Siege zu erringen.

Die Uneinigkeit der Menschheit!

Der Vampir lachte schallend auf, als er daran dachte, daß der Erzfeind Sinclair jetzt in Rumänien hockte. D. Kalurac hingegen war auf dem Weg nach England, in Sinclairs Heimat.

Mit diesen Gedanken breitete er seine riesigen, wie Leder wirkenden Fledermausflügel aus und erhob sich rauschend in die Lüfte. Sein Ziel war der Kahlenberg, und schon bald funkelten unter ihm die Lichter der Millionenstadt.

Es war eine mondhelle Nacht. Der Vampir flog über den Vorort Kagran. Er sah die Schatten der neuen Hochhäuser, die so gar nicht zum Image der Stadt Wien paßten und entdeckte den majestätischen Turm des Stephansdoms, der sich ebenso wie der neue Fernsehturm als Silhouette vor der runden Scheibe des Mondes abhob.

Er wandte den Blick von der Kirche ab, denn das Kreuz war für ihn immer noch Symbol der Vernichtung. Daran hatten auch die Jahrhunderte nichts geändert.

Der Vampir nahm Kurs nach Nordwesten und flog auf den Kahlenberg zu. Diese letzte Erhebung der Alpenausläufer stach wie der Buckel eines riesigen Ungeheuers aus der Landschaft.

Serpentinenartig führte eine Straße zum Kahlenberg hoch. Er war der Ausgangspunkt für viele Spaziergänger, die in den Wienerwald

wollten. Nachts jedoch ließ sich hier kein Mensch blicken. Einsam und verlassen lag die Höhe vor ihm.

Durch das bunte Laub der Bäume rauschte der Nachtwind, zupfte die Blätter von den Zweigen und ließ sie zu Boden trudeln, wo sie auf der Straße einen dicken Teppich bildeten.

Weich setzte der Vampir zur Landung an. Er kam in der Nähe eines verriegelten Andenkenstandes auf und hatte von hier aus nur noch wenige Minuten zu gehen, um die Familie Ceprac zu treffen.

Das Geschöpf der Nacht verschwand zwischen den Bäumen. Es hinterließ eine leere Straße, als hätte es ihn nie gegeben.

Der Vampir hatte wieder menschliche Gestalt angenommen. Er raffte seinen langen Umhang um beide Schultern. Silbern sickerte das Mondlicht durch den Wald und ließ das hagere Gesicht des Blutsaugers hin und wieder aufleuchten.

Das Laub raschelte verräterisch unter den Füßen des Untoten, als er durch den Wald ging. Er bemühte sich gar nicht, leise zu sein. Wer ihn erwartete, sollte merken, wenn er kam.

Daß sich ein Mensch hierher verirrte, nahm der Untote nicht an. Und wenn, dann würde dieser Mensch sehr rasch in den Kreis der Vampire aufgenommen werden.

Der Weg führte bergauf. Mit dem sicheren Instinkt eines Raubtieres fand der König der Blutsauger das Versteck.

Das Versteck war in den Berg hineingebaut worden. Ein alter Bunker mit einem gemauerten Eingang, kaum mehr als eine Höhle. Davor wuchsen Sträucher. Sie standen so dicht beieinander, daß sie die Sicht in die Höhle verwehrten.

Plötzlich entstand Bewegung zwischen den Sträuchern. Aus dem Innern der Höhle tauchte ein fahles, blutarmes Gesicht auf.

Kaluracs Ankunft war bemerkt worden.

Dann wurden die Zweige des Gebüschs geteilt und der Anführer der Ceprac-Sippe tauchte auf.

Es war ein uralter Mann, ein Greis, mit grauen, strähnigen Haaren, einem faltigen Gesicht und blutleeren, lappig wirkenden Lippen. In den Augenhöhlen glühte es düster. Als der alte Carl Ceprac sich aus dem Gebüsch schälte und seinen Meister sah, fiel er vor ihm auf die Knie und küßte dessen Füße.

Aufrecht blieb Kalurac stehen und nahm die Huldigung mit unbewegtem Gesicht entgegen.

Er war es gewohnt, so empfangen zu werden.

Langsam erhob sich der Alte. Er reichte dem König der Vampire kaum bis zur Schulter.

»Ich sehe, es geht dir schlecht«, sagte Kalurac, »du hast die Zeiten nicht gut überstanden.«

»Ja, Meister, es war schlimm!«

Kalurac lachte. »Aber das wird sich ändern, glaube mir. Wo sind die anderen?«

Carl Ceprac deutete über die knochige Schulter. »In der Höhle, Meister.«

»Hol sie her! Wir haben nicht viel Zeit!«

Ceprac verschwand.

Zuerst tauchten seine beiden Söhne auf. Es waren Ausgeburten der Hölle. Beide kahlköpfig, mit runden, breiten Gesichtern, dicken Lippen und langen, säbelartigen Zähnen. Sie gingen etwas gebeugt, und manchmal tropfte ihnen gelblicher Speichel von den Lippen.

Sie waren Zwillinge und hießen Gorum und Valdo. Mißtrauisch schauten sie Kalurac an. Keiner wollte sich die Blöße geben, ihn als erster zu begrüßen.

»Runter mit euch!« zischte der König.

Jetzt fielen auch sie auf die Knie und küßten seine Füße. Eine Frau hatte Ceprac nicht mehr. Sie war vor langer Zeit von einem Kapuzinermönch gepfählt worden und hatte somit ihr untotes Dasein ausgehaucht.

Aber es gab noch ein Mitglied der Familie. Rebecca, die Tochter!

Wie eine Königin verließ sie die Höhle. Waren ihre beiden Brüder Ausgeburten an Häßlichkeit, so stellte Rebecca genau das Gegenteil dar. Sie konnte man getrost als Schönheit bezeichnen. Selbst Kalurac war überrascht, als er das Mädchen, das schon Hunderte von Jahren zählte, ansah.

Rebecca hatte flammend rotes Haar, das wie eine glühende Sonne ihren Kopf umwehte. Ihr Gesicht war von einer engelhaften Ebenmäßigkeit, die Augen standen leicht schräg, und die Pupillen glühten wie grünes Feuer. Volle Lippen bildeten den Mund, der Hals war schlank und verschwand im runden Ausschnitt des langen, weißen Kleides, das Rebecca wie eine Fahne umwehte. Die hochstehenden Wangenknochen verrieten den slawischen Einschlag. Und als Rebecca die Lippen zu einem Lächeln zurückzog, glänzten ihre beiden Vampirzähne wie aus Perlmutt geschliffen.

Kalurac wußte sofort, daß er sich diese Frau nehmen würde.

»Komm her«, sagte er, und sie gehorchte. Besitzergreifend legte er seinen rechten Arm um Rebecca und sagte: »Von nun an gehörst du mir, Rebecca!«

Sie nickte.

Der Alte sagte: »Es ist uns eine Ehre, wenn du dir Rebecca zur Braut nimmst.«

Und Rebecca schmiegte sich eng an ihren Meister. Der Wind rauschte durch die Bäume, wehte gegen ihr Kleid und preßte es an den Körper. Rebecca hatte eine wunderbare Figur. Straff und fest war die Haut, ihre Schönheit schien der Teufel selbst gemacht zu haben, doch unter

der männererregenden Larve schlug kein Herz.
Sie war ein Vampir und ernährte sich von dem Blut der Menschen.
Die rote Rebecca wurde sie in der großen Familie der Vampire genannt. Und sie war ebenso schlimm wie die anderen.
Der alte Ceprac fragte: »Was befiehlst du, Meister? Sollen wir hierbleiben?«
»Nein, wir haben ein Ziel!«
»Und welches?«
»Wir werden nach England fliegen, um dort unsere Brüder und Schwestern zu treffen. Sie sollen unseren Ruf hören, sich aus den Grüften und Gräbern erheben, um dann wie ein Sturm über das Land zu kommen und all die vernichten, die sich uns in den Weg stellen. Wenn der Mond die Farbe des Blutes annimmt, werdet ihr sehen, daß die Zeit der Vampire da ist.«
Kalurac machte eine weit ausholende Armbewegung, und der Mantel hinter ihm blähte sich auf wie eine Fahne.
»London, wir kommen!« rief er…

***

Marie Marek blieb allein zurück, als wir das Haus verlassen hatten. Die Frau hatte einen Schock erlitten. Die Männer hatten über Vampire gesprochen, als wären sie die normalste Sache der Welt. Aber für sie waren sie immer noch etwas ungeheuer Schlimmes, Grausames. Und deshalb mußte sie sich jemanden anvertrauen.
Und das war der Pfarrer.
Durch einen Hinterausgang verließ Marie das Haus. Sie hatte sich eine alte Pellerine umgehängt und ein Tuch über den Kopf gebunden. Sie hoffte, daß sie niemand erkennen würde. Hinzu kam noch der Nebel, der sowieso alles verschluckte.
Rasch ging sie los. Sie war nicht mehr die Jüngste, und das Tempo, das sie anschlug, ging ihr ans Herz.
Als sie die Kirche erreichte und durch die kleine Pforte auf den Platz schritt, wo auch der Friedhof des Dorfes lag, sah sie hinter der Kirche im Pfarrhaus Licht brennen.
Es war ein heller Fleck im Grau der Nebelschleier. Über einen schmalen, mit Steinen belegten Weg schritt Marie rasch auf das kleine Pfarrhaus zu.
Sie klopfte an die Eingangstür. Das vertrauenerweckende Zeichen des Kreuzes war in das Holz geschnitzt worden.
Die Haushälterin öffnete. Sie stammte ebenfalls aus Petrila und war im gleichen Alter wie Marie.
»Ist der Pfarrer da?« fragte Marie.
»Nein, er ist zu einem Sterbefall ins Nachbardorf gerufen worden, weil der Pfarrer dort erkrankt ist«, erklärte die Haushälterin, »aber

willst du nicht hereinkommen?«

Marie überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Nein, nein, laß mal. Ich – ich rede dann später mit ihm.«

»Wie du willst, aber wahrscheinlich kommt der Pfarrer erst morgen zurück, der Nebel wird immer dichter.«

Marie bedankte sich und ging wieder. Kopfschüttelnd schloß die Haushälterin die Tür. Sie hätte ja zu gern gewußt, was Marie von dem Pfarrer wollte, aber aus ihr war nichts herauszubekommen. Schade.

Marie Marek ging den Weg zurück, den sie auch gekommen war. Auch der kleine Friedhof wurde vom Nebel umflort. Schwaden tanzten um die Grabsteine wie Gespenster aus einer anderen Welt.

Richtig unheimlich war es, und Marie schüttelte sich.

Inzwischen war es Abend geworden, die Temperatur sank, der Nebel drückte sie auf den Boden zu, und die Menschen waren von der Straße verschwunden.

Sie hatten sich in ihre Häuser und Wohnungen zurückgezogen. Wie ausgestorben lag Petrila unter der Nebelglocke.

Marie ging jetzt über die Hauptstraße ihrem Haus entgegen. Sie kam sich plötzlich sehr allein vor. Sie hatte sich von dem Pfarrer einen Rat erhofft, denn Marie hatte Angst.

Angst davor, daß die Blutsauger in das Dorf einfallen konnten und auch sie nicht verschonten.

Ihr Herz klopfte oben im Hals. Ihre Lippen murmelten Gebete, während sie durch den Nebel hastete und sich hin und wieder hastig umschaute, ob sie verfolgt wurde.

Doch niemand hatte sich auf ihre Fersen gesetzt…

Unangefochten erreichte Marie Marek ihr Haus. Der Wind war etwas stärker geworden und ließ einen alten Fensterladen klappern. Im gleichen Rhythmus schlug er immer wieder gegen die Hauswand. Marie stellte den Fensterladen fest und öffnete erst dann die Haustür.

Hastig schloß sie hinter sich ab. Sie fürchtete sich plötzlich, allein in diesem Haus zu sein. Nervös lief sie von einem Zimmer ins andere. Dann hatte sie eine Idee. Soviel sie wußte, lagen im Keller noch Knoblauchstauden. Und Knoblauch war für die verdammten Blutsauger das reinste Gift.

Es gab Menschen, die Vampire damit getötet hatten, indem sie ihnen Knoblauchstauden zwischen die blutgierigen Zähne stopften. Marie hatte etwas anderes vor. Sie wollte mit dem Knoblauch ihre Türen und Fenster sichern, damit die Blutsauger es erst gar nicht wagten, in das Haus einzudringen.

Aber dazu mußte sie in den Keller.

»Unbewaffnet« wollte Marie ihn auch nicht betreten, so sehr fürchtete sie sich.

Im Schlafzimmer, über dem Ehebett, hing ein großes Holzkreuz. Es

wurde oft für die Prozession genommen und war mit geweihtem Wasser besprengt worden.

Das Kreuz wollte Marie mit in den Keller nehmen.

Sie verließ die Küche, ging in den Flur – und fuhr mit einem Schrei auf den Lippen zurück.

Im Hausflur stand die alte Varescu.

Und sie war ein Vampir!

***

Wir hatten uns bewaffnet.

Ich trug meine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole bei mir. Suko besaß solch eine Waffe ebenfalls, hatte sich aber zusätzlich aus dem Koffer die mit Eichenbolzen geladene Druckluftpistole eingesteckt. Ich verließ mich noch auf meinen Silberdolch, der mir schon manch gute Dienste erwiesen hatte.

Marek trug nur den Pfahl. Er machte seinem Spitznamen Pfähler wirklich alle Ehre.

Fröstelnd blieben wir einen Moment vor dem Haus stehen. Der Nebel war so dicht geworden, daß wir nicht die Hand vor Augen sehen konnten. Hinzu kam noch die Dunkelheit. Allein hätten Suko und ich den alten Soldatenfriedhof nie gefunden. Aber wir hatten einen ortskundigen Führer bei uns.

Dabei war es gar nicht sicher, ob sich die Vampirbrut überhaupt dort aufhielt. Diese Vermutung stützte sich allein auf Mareks Annahme.

Wir überquerten die Straße. Irgendwo klang dumpf aus dem Nebel das Mahlen von Rädern.

Ein Fuhrwerk, das unterwegs war.

Wir blieben nicht auf der Hauptstraße, sondern tauchten bald in eine Seitengasse ein, die neben einigen Gärten direkt auf den Wald zuführte.

»Der Friedhof ist uralt«, erzählte Marek. »Christliche Symbole werden wir dort kaum finden. Mörder und Schänder wurden hier begraben.«

»Genau der Ort, an dem sich Vampire wohlfühlen«, kommentierte ich.

Marek nickte.

Suko ging hinter uns. Er war der Mann, der am wenigsten Worte machte, auf den ich mich aber hundertprozentig verlassen konnte, wenn es darauf ankam.

Ich dachte an Jane Collins und an Bill Conolly, die ebenso wie Sheila in London zurückgeblieben waren. Jane wußte gar nicht, wo ich mich aufhielt, aber vielleicht hatte ihr Bill davon berichtet. Das hielt ich durchaus für möglich.

Die Büsche und Bäume in den Gärten kamen mir seltsam fremd vor. Der Nebel verwischte die Konturen, machte sie unkenntlich und

formte mit seinen ewig wallenden Schleiern oft völlig neue Gebilde, die ängstliche Gemüter schon erschrecken konnten.

Wir gewöhnten uns an die graue Suppe, und Marek fand zielstrebig seinen Weg.

Jeder von uns hing jetzt seinen Gedanken nach, während wir durch den Nebel schritten.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit D. Kalurac. Er befand sich nicht mehr in dieser Gegend, war entweder geflohen oder hatte sich bewußt ein anderes Ziel ausgesucht. Man nannte ihn den Schwarzen Grafen, im Gegensatz zu Vlad Dracula, der ja unter dem Beinamen »der Pfähler« in die Geschichte eingegangen war. Doch ich schätzte, daß Kalurac dem Grafen Dracula in Grausamkeit in nichts nachstand.

Da. Kalurac! Welch ein Name.

Ich murmelte ihn ein paarmal vor mich hin. Irgend etwas störte mich dabei. Ich wußte nicht, was es war, machte aber einige Wortspiele, in dem ich die Buchstaben vertauschte.

Ja, das war es.

Buchstaben vertauschen.

Da. Kalurac! Setzte man die einzelnen Buchstaben in eine andere Reihenfolge, so entstand der Name DRACULA.

Plötzlich war ich wie vor den Kopf geschlagen. Sollten Dracula und D. Kalurac ein und dieselbe Person sein. War der König der Vampire gar nicht tot? Lebte er immer noch?

Eine unheimliche, makabre Vorstellung. Ich behielt meine Gedanken für mich und sagte den anderen nichts. Aber das Wort »unmöglich« hatte ich im Laufe der Zeit aus meinem Repertoire gestrichen. Ich hatte Sachen erlebt, die so haarsträubend waren, daß ich sie selbst kaum glauben konnte.

Mittlerweile hatten wir das Dorf verlassen. Wir schritten jetzt über ein freies Feld, auf dem der Nebel wie eine Wand hochwuchs. Wenn jemand sich hier nicht auskannte, war er verloren.

»Wir werden gleich am Wald sein«, hörte ich Mareks Stimme. »Wir halten uns aber dicht am Rand, denn im Wald können wir uns zu leicht verlaufen.«

Man konnte Marek keinen Vorwurf machen. Auch als Eingeweihter war es schwer und oft nahezu unmöglich, sich in dieser dampfenden Nebelbrühe zu bewegen. Wie daheim in London.

Wir schwenkten nach rechts ein, schritten über einen aufgefurchten Boden und spürten wenig später wieder das federnde Gras unter den Sohlen.

Schweigend verging die nächste Viertelstunde. Dann hob Marek die Hand, und wir blieben stehen.

»Da ist er«, sagte der Pfähler und deutete nach vorn auf die wabernde Nebelwand.

Suko und ich sahen zwar nichts, aber wir glaubten dem Einheimischen. Vorsichtig bewegten wir uns auf den alten Friedhof zu. Ich sah keine christlichen Symbole, dafür tauchten alte Grabsteine aus dem Nebeldunst auf. Sie steckten schief in der feuchten Erde, waren mit Moos überzogen und die Namen darauf konnte kein Mensch mehr lesen.

Ich hatte die Taschenlampe eingeschaltet. Viel nutzte das nicht, da der Strahl von den unzähligen Nebeltropfen reflektiert wurde.

Der alte Friedhof war nicht eben, sondern erstreckte sich auf einem Hang.

»Wir müssen das Massengrab finden«, sagte Marek. »Da halten sie sich bestimmt versteckt.«

»Wann ist das Grab angelegt worden?« fragte Suko.

»Keine Ahnung. Hier wurden die Mörder und Schänder begraben. Unser Land hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich.«

»Ist das Grab inzwischen einmal geöffnet worden?« wollte ich wissen.

»Soviel ich weiß, nein«, erwiderte Marek. »Wir werden außer den Vampiren sicherlich nur bleiche Gebeine finden. Machen Sie sich auf etwas gefaßt.«

Ich schluckte. Schon jetzt lief mir eine Gänsehaut über den Rücken. Obwohl ich in meinem Beruf viel erlebt hatte, konnte ich mich an die makabren Anblicke nie gewöhnen. Neue, schlimme Eindrücke gingen mir jedesmal tief unter die Haut.

»Ruhe!« Das war Sukos Stimme. Er selbst war nur als schemenhafter Umriß zu erkennen.

»Was ist?«

Suko kam einen Schritt auf mich zu. »Ich glaube, ich habe ein Fauchen oder Knurren gehört.«

Ich zog meine Beretta und lauschte dann ebenso gebannt wie Suko und Marek.

Mein chinesischer Partner hatte sich nicht getäuscht. Es war ein bösartiges Knurren, das irgendwo aus der Nebelwand drang, wir aber nicht feststellen konnten, aus welcher Richtung das Geräusch ertönte, da der Nebel alle Laute verzerrte.

»Der Wolf!« flüsterte ich.

Und da sprang er uns schon an. Als grauer Schatten tauchte er plötzlich auf, wischte durch die Luft und hing Suko an der Kehle.

»Verdammt« schrie ich und wollte feuern, doch ich ließ die Waffe sinken, als ich sah, daß Suko allein mit dieser Bestie fertig wurde. Suko gehörte zu den Menschen, die verdammt viel Kraft hatten. Und das bewies er in diesen Augenblicken. Er packte mit einer Hand die Kiefer der Bestie und drückte sie zusammen. Dabei ließ er sich auf die Knie fallen und umschloß mit der Unken Hand einen Hinterlauf des Wolfs. Dann drehte er sich, kam aus der Hocke hoch und wurde

buchstäblich zum lebenden Kreisel.

Und mit ihm streckte sich der Körper der Bestie.

Mit einem Schrei auf den Lippen ließ Suko den Wolf los. Von der Fliehkraft katapultiert zischte das Tier wie ein Torpedo auf die dicht stehenden Bäume zu.

Es hatte keine Chance.

Wir hörten noch das Aufprallgeräusch. Ein langgezogenes Heulen folgte, dann war Ruhe.

Suko wischte sich über die Stirn. »Das war's«, sagte er.

Marek schaute meinen Partner überrascht an. »Mein Gott, haben Sie Kräfte.«

Der Chinese winkte ab. Lob war ihm zuwider.

»Jetzt wissen wir, daß sich die Vampire hier aufhalten«, bemerkte ich.

Wir gingen jetzt weiter. Und dann standen wir vor der Grabplatte. Ich weiß nicht, wer dieses Massengrab angelegt hat, aber soviel ich erkennen konnte, mußte unter der großen, rechteckigen Grabplatte ein Schacht in die Erde gehen, in den man die Toten damals kurzerhand hineingeworfen hatte.

Eine einfache, aber verdammt wirkungsvolle Methode. Unsere oftmals hochgelobten Vorfahren hatten sich schon immer etwas ausgedacht.

»Die Platte kriegen wir nie hoch«, sagte Marek.

»Abwarten«, meinte Suko.

Ich lächelte. »Er hat heute schon ein Auto gestemmt. Der will dem guten Samson Konkurrenz machen.«

»Neidhammel.«

Die dummen Sprüche übertünchten die Spannung, unter der wir standen. Wer konnte schon wissen, was uns erwartete, wenn wir die Grabplatte tatsächlich hochbekamen?

Als wir sie genauer untersuchten, stellten wir fest, daß sie bereits in Bewegung gesetzt worden war. Die Vampire hatten hier ihren Einstieg gefunden.

An beiden Seiten der Platte fanden wir Ringe. Suko ging nach rechts. Marek und ich zogen links.

Wir drehten dabei dem übrigen Teil des Friedhofs den Rücken zu und sahen nicht, wie sich die Erde wenige Schritte hinter uns bewegte.

Plötzlich tauchte eine mit Erde und Gras bedeckte Gestalt aus dem Grab auf. Das bleiche Gesicht zeigte eine schmierige feuchte Lehmspur, die sich tief in die Hautfalten hineingegraben hatte.

Die Gestalt war ein Vampir. Sie hielt einen armdicken Holzknüppel in der rechten Hand und näherte sich dem ahnungslosen Marek…

***

Die Angst fraß sich mit ungeheurer Geschwindigkeit in Marie Mareks Herz.

Sie wünschte sich, daß alles nur ein Traum war, doch es war kein Traum.

Sie erlebte die brutale Realität bis zur letzten Sekunde mit. Das, was sie immer in Alpträumen gesehen und durchlitten hatte, wurde nun wahr.

Ein Vampir hatte sie besucht!

Silvia Varescu! Eine Frau in Maries Alter. Ihr Leben lang hatte sie gearbeitet, war genügsam gewesen und hatte sich mit dem wenigen zufrieden gegeben, was sie bekam.

Doch ein grausames Schicksal hatte sie zur Untoten gemacht. Zu einer Wandlerin zwischen den Welten. Äußerlich hatte sich die Varescu nicht verändert. Aber eines hatte sie verloren.

Die Seele!

Vampire besaßen sie nicht mehr. Sie waren seelenlose Geschöpfe. Produkte einer finsteren grausamen Brut, bei denen nur die körperliche Hülle existierte und sonst nichts mehr.

Es gab Vampire in allen Schattierungen, wie auch bei den Menschen. Schöne Frauen lockten oft mit ihrem Körper, machten Jagd auf Jünglinge, um sie dann mit den Fängen der Hölle zu umgarnen.

Vampire – seit jeher Angsttraum der Menschen. Inkarnation von Tod, Grab und Moder…

Sie scheuten das Sonnenlicht, haßten die Macht des Guten, waren oft beinahe ausgerottet worden, wurden im Mittelalter und auch später von der Kirche gejagt und überlebten doch.

Einer blieb oft immer übrig. Und er pflanzte den Giftstachel des Bösen weiter, bewirkte damit eine höllische Kettenreaktion, der die normalen Menschen oft machtlos gegenüberstanden.

Wie Marie Marek!

Sie war eine gläubige Frau, aber wie so oft bei einfachen Menschen mischten sich Glaube und Aberglaube zu einer brisanten Mischung. Wenn die Konfrontation kam, war die Angst oft stärker.

Und Marie hatte Angst.

Die Untote stand im Gegenlicht. Ihre Zähne schimmerten, traten weit über den Oberkiefer hervor und waren dazu ausersehen, auch Marie Marek in den Strudel der Hölle zu reißen.

Marie atmete schneller. Ihre Augen traten aus den Höhlen hervor, starrten die Untote an, die jetzt ihre Hand ausstreckte und den rechten Zeigefinger bewegte.

»Komm«, lockte sie, »komm zu mir!«

Stumm schüttelte Marie den Kopf.

»Dann muß ich dich holen. Wir warten auf dich. Der Schwarze Graf braucht Diener, um sein Reich aufzubauen. Und dich, Marie, hat er

dazu ausersehen!«
»Nein!« flüsterte die Frau. »Nein, niemals!«
»Du wirst mir nicht entgehen«, erwiderte Silva Varescu. Sie ging vor. Langsam, wie an einem unsichtbaren Faden hängend. Die Untote war eine Marionette, die einem anderen gehorchte und von ihm geleitet wurde.
Ein Schritt, zwei Schritte…
Der weibliche Vampir kam näher.
Und Marie stand noch schreckensstarr. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken. Es war ein völliges Durcheinander und gleichzeitig eine bodenlose Leere.
Oft hatte sie sich vorgestellt, wie es sein würde, wenn einer der Blutsauger vor ihr stand. Aber jetzt, wo es tatsächlich geschah, hatte sie alles vergessen.
Noch ein Schritt…
Marie sah die welke Haut, die sie an faulende Blätter im Herbst erinnerte, sah die lappigen Lippen, das zurückgeschobene Kinn, nahm den Geruch wahr, den sie nicht genau identifizieren konnte und fühlte, wie ihre Knie weich wurden.
Da berührte sie die Hand!
Eiskalte Totenfinger strichen über ihr rechtes Gelenk. Vielleicht war es dieser Kontakt, der Marie Marek aus ihrer Erstarrung riß.
Sie schrie plötzlich auf und machte auf dem Absatz kehrt. Noch ehe Silva Varescu zupacken konnte, stürzte Marie durch die offenstehende Tür in die Küche hinein.
In ihrer Panik lief sie jedoch nicht auf dem kürzesten Weg zur Tür.
Eiskalt nutzte die Untote ihre Chance und schnitt Marie den Weg ab. Mit einem gewaltigen Sprung erreichte sie die Tür und baute sich davor auf.
»Du kommst nicht weg, Marie! Du nicht!«
Die Frau war stehengeblieben, preßte beide Hände gegen ihr wild pochendes Herz. Sie sah in das teuflische Gesicht der Nachbarin, das kaum noch menschliche Züge aufwies. In ihrer wahnsinnigen Angst fielen ihr plötzlich wieder die alten Gebete ein.
Automatisch murmelten ihre Lippen die Worte. Sie sprach lauter und lauter, schleuderte dem Vampir das Credo des Guten ins Gesicht, und sah, wie Silva Varescu zusammenzuckte, den Kopf zwischen die Schultern zog und anfing zu greinen.
Die Worte des Guten schienen ihr körperliche Schmerzen zu bereiten. Beide Hände preßte sie gegen die Ohren, und Marie dachte gar nicht daran, aufzuhören.
Es war plötzlich eine Kraft in ihr, die ihr nur jemand eingegeben haben konnte, der weit über den Dingen stand. Marie Marek wußte plötzlich, was sie zu tun hatte.

Sie drehte sich um und verließ mit sicheren Schritten und immer noch Gebete murmelnd die Küche.

Mit hocherhobenem Haupt ging sie auf die Treppe zu, nahm Stufe für Stufe und gelangte so in die oberen Räume.

Sobald die Untote die Gebete nicht mehr vernahm, ging eine Wandlung mit ihr vor. Dir Gestalt straffte sich. Sie kam aus ihrer geduckten Haltung hoch, fauchte böse und näherte sich ebenfalls mit schleichenden Schritten der Küchentür.

In dem schmalen Treppenhaus blieb sie einen Augenblick stehen und schaute sich um.

Es stand keine Tür offen, demnach war ihr Opfer noch im Haus.

Silva Varescu hörte auf der oberen Etage Schritte und lächelte diabolisch.

Wenn sich Marie dort oben versteckte, dann war sie verloren.

Silva Varescu hatte plötzlich Zeit. Ihrer Meinung nach konnte Marie Marek nicht mehr entkommen.

Auch die Untote schritt die Stufen hoch. Sie bemühte sich nicht, leise zu sein, sondern trat bewußt fest und hart auf, um so ihr Kommen anzukündigen.

Rasch ließ sie den ersten Absatz hinter sich. Dann lag noch eine Stiege vor ihr.

Sie sah schon die Tür des Schlafzimmers, die offenstand. Silva Varescu war nicht zum erstenmal im Haus der Mareks und kannte sich deshalb aus.

»Ich weiß, wo du dich versteckt hast!« rief sie. »Komm her, Marie, damit ich dich…«

Sie verstummte, denn die Tür wurde langsam aufgedrückt.

Auf der zweitletzten Stufe blieb die Untote stehen.

Dann hörte sie Maries Stimme. »Ja, Silva Varescu, ich komme. Warte nur, bald bin ich bei dir!«

Dann riß sie die Tür auf!

Noch im gleichen Atemzug trat Marie Marek auf die Schwelle. Und sie hielt ein großes Kreuz fest mit beiden Händen umklammert.

»Neiinnn…« Die Untote schrie auf, als ihr Blick das Symbol des Guten traf. Es war mit geweihtem Wasser besprengt worden, und Silva spürte die gefährliche Ausstrahlung.

Wild schüttelte sie den Kopf, riß beide Hände in Schulterhöhe, zitterte und schrie.

Marie Marek ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie ging vor. Mit unbewegtem Gesicht. Wie eine Heilige, die ein flammendes Schwert in der Hand hält, um das Böse zu vernichten und in die schreckliche Tiefe der Hölle zu verbannen.

»Weg!« kreischte die Untote. »Geh weg! Weg…«

Marie dachte nicht daran. Furchtlos und im Vertrauen auf die Macht

des Kreuzes betrat sie die erste Stufe.

Da fiel der weibliche Vampir zurück. Silvas Fuß verfehlte die nächste Stufe, sie bekam das Übergewicht, konnte sich nicht mehr halten und kippte nach hinten.

Sie rutschte die Stufen hinab. Polternde Geräusche begleiteten den Fall, bis die Untote am Ende der Treppe gegen die Wand prallte und liegenblieb.

In verkrümmter Haltung hockte sie am Boden und wimmerte.

Marie aber kam.

Mit einer langsamen Bewegung drehte die Untote den Kopf und schaute Marie von unten her an.

Übergroß kam ihr die Frau vor. Wie ein Denkmal aus Stein stand sie da, mit dem großen Kreuz in der Hand und einem Ausdruck in den Augen, der von einem unerschütterlichen Glauben zeugte.

Dann beugte sie sich nieder.

Näher und näher kam das Kreuz.

Silva Varescu hob die Hand. Die gespreizten Finger sanken zusammen und ballten sich zur Faust. Es war mehr eine verzweifelte Geste, als eine Abwehrbewegung. Als die Hand das Holz des Kreuzes berührte, drang ein qualvolles Stöhnen aus dem Mund der Untoten.

Schwer fiel sie hin. Und wo sie das Kreuz berührt hatte, zeigte sich ein brandroter Streifen.

Mit unbewegtem Gesicht tat Marie Marek das, was zu tun war. Sie preßte das Kreuz auf den Körper des Vampirs und schloß die Augen, da sie das grauenvolle Ende des Blutsaugers nicht mit ansehen konnte.

Dann – als alles zu Ende war, brach sie zusammen und begann zu weinen. Die Tränen waren eine Erlösung…

***

Marek wußte nicht, was ihn gewarnt hatte. Vielleicht war es das Knacken eines Astes oder das Rascheln von Laub. Er wirbelte aus seiner geduckten Haltung herum, sah den Vampir, riß den Eichenpfahl hervor und warf sich mit einem Schrei auf die untote Gestalt.

Der Vampir wollte noch seine Arme hochreißen, als ihn der Pfahl traf. Die Wucht schleuderte den Vampir zurück, bis in das Grab hinein.

Marek kniete vor dem Grab und hielt das Ende des Pfahls gepackt. Seine Wangen zitterten vor Erregung, und er ließ seinen Pfahl erst los, als alles vorbei war.

Suko und ich hatten nicht eingegriffen. Alles war furchtbar schnell gegangen. Marek hatte reagiert wie ein Automat.

Schweratmend trat er zurück. Der Nebel umspielte seine gebeugte Gestalt. Marek drehte uns sein Gesicht zu und sagte: »Es war der alte Varescu!«

Mehr nicht.
Ich zählte nach. »Dann bleiben noch drei Vampire übrig«, sagte ich. »Die Frau und die beiden Söhne!«
»Ja.«
Was inzwischen im Dorf geschehen war, davon hatten wir keine Ahnung. Ich war skeptisch, ob die Vampire sich tatsächlich noch im Schacht aufhielten. Vielleicht hatten sie sich in Einzelgräbern versteckt, wie der alte Varescu.
Ich teilte meine Überlegungen den anderen beiden mit. Gemeinsam machten wir uns daran, die Gräber zu durchsuchen. Wir wühlten mit Stöcken die Erde auf, doch einen Vampir entdeckten wir nicht.
»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als es noch einmal zu versuchen«, sagte ich.
Wieder machten wir uns an die makabre Arbeit. Für einen Vampir, dessen Kräfte mit den normalen menschlichen nicht zu vergleichen waren, mußte es ein leichtes gewesen sein, die schwere Platte zu heben. Wir aber keuchten vor Anstrengung.
Suko gab das Kommando.
Gemeinsam hoben wir an, mit allen Kräften.
Die Platte bewegte sich leicht. Wir bekamen sie aber nicht hoch.
»Noch einmal!« rief Suko. »Eins, zwei – und drei!«
Zum zweitenmal setzten wir all unsere Kräfte ein. Wir hatten Erfolg.
Stand die schräg in den Schacht eingelassene Platte einmal, so war es leicht, sie nach vorn zu kippen.
Wir sprangen hastig zur Seite, damit wir von dem schweren Stein nicht verletzt wurden.
Mit einem dumpfen Geräusch kippte er auf den Boden.
Uns gähnte die Schachtöffnung entgegen.
Ich war als erster da, hielt in der rechten Hand meine Beretta und in der linken meine Lampe.
Ich leuchtete in den Schacht hinein.
Was ich zu sehen bekam, war das nackte Grauen…

***

London!
Auch in der Millionenstadt an der Themse hatte der Herbst Einzug gehalten. Es regnete in den zahlreichen Parks bunte, faulige Blätter und die großen Rasenflächen wurden von einem dicken Laubteppich bedeckt.
Der Nebel hatte sich etwas zurückgehalten.
Nur morgens und abends legte er sich in langen Schleiern über das Land.
Eine fahle Sonne lockte noch zahlreiche Spaziergänger in die Grünanlagen. Die Menschen genossen den Herbst, freuten sich über

diese Jahreszeit und ahnten nichts von der Gefahr, die sich der Millionenstadt näherte.

Kalurac und die Ceprac-Sippe befanden sich bereits in London. Noch schlugen sie aber nicht zu, denn es mußten einige Vorbereitungen getroffen werden.

Von der Gefahr, die über London schwebte, wußten weder Sheila noch Bill Conolly etwas. Auch sie genossen die letzten Sonnenstrahlen. Sheila hatte ihren Mann dazu überreden können, mit ihr wieder einmal einen Spaziergang im Hyde Park zu machen.

Als sie noch nicht verheiratet waren, hatten sie stundenlang Arm in Arm die Ruhe des Parks genossen. Die zahlreichen Wege kannten sie heute noch, auch die versteckt stehenden Bänke, auf denen wie früher die jungen Pärchen saßen und sich Koseworte ins Ohr flüsterten.

Es hatte sich nichts geändert.

Und doch – etwas war anders.

Sheila und Bill waren nicht mehr allein.

Bill Conolly, der alte Tiger und Schwerenöter, schob einen Kinderwagen vor sich her, während Sheila neben ihm ging und lächelte. Bill hatte sich erst geweigert, den Wagen zu schieben, aber Sheila hatte es mit vielen Worten und auch ein wenig sanfter Gewalt verstanden, ihrem Mann die Aufgabe zu übergeben. Jetzt genierte er sich nicht mehr so sehr.

Der kleine John war fröhlich und schlug mit seinen Ärmchen auf die Decke.

Bill schaute sich hin und wieder verstohlen um, ob ihn auch niemand sah. Aber die Menschen interessierten sich nicht für das Paar mit dem Kinderwagen. Außerdem war Bill Conolly nicht der einzige Mann, der einen Wagen vor sich herschob.

Sie wollten noch eine halbe Stunde am Seeufer vorbeigehen und dann wieder nach Hause fahren. Schließlich mußte Johnny-Boy früh ins Bett.

Der große See im Hyde Park trug den Namen »The Serpentine«, und er lag wie ein nach oben gebogener Schlauch mitten im Park. Im Sommer wurde dort viel Motorboot gefahren und auch gesegelt. Jetzt tanzten bunte Blätter auf den Wellen.

Schräg fielen die Sonnenstrahlen in den Park, schossen wie glitzernde Lanzen durch die bereits zum großen Teil entlaubten Bäume und legten breite, goldene Streifen auf die Wasserfläche.

Es war ein friedliches, wunderschönes Herbstbild. Wenn Bill ein besonders attraktives Motiv sah, machte er eine Aufnahme. Er vergaß aber nie, Sheila und den kleinen Johnny in den Vordergrund zu stellen.

Am Abend wollten die Conollys ins Theater. Auf den Kleinen achtete dann ein ihnen gut bekanntes Kindermädchen, auf das sich Sheila und

Bill hundertprozentig verlassen konnten.

Bill hatte Karten für ein Musical besorgt. Es traten Gaststars aus den Staaten auf. Wie die Kritiker schrieben, sollte das Stück ausgezeichnet sein.

Jane Collins war ebenfalls mit von der Partie. Auch sie war eine Theaternärrin, und alle drei freuten sich auf den Abend. Sie wollten sich im Foyer des Theaters treffen.

Niemand dachte an etwas Böses.

Auch Bill nicht, als er den Kinderwagen zusammenklappte und auf dem Rücksitz des Porsches verstaute. Er sah zwar den Leichenwagen, der ganz in der Nähe parkte, doch er bemerkte nicht, daß die Gardine des hinteren Fensters zur Seite geschoben wurde und für einen Bruchteil einer Sekunde ein Gesicht auftauchte.

Es war D. Kalurac, der hinausschaute. Um seine Lippen spielte ein diabolisches Lächeln.

An diesem Abend noch wollte er zuschlagen. Wollte die Menschen treffen, die John Sinclair am nächsten standen. Es würde für ihn und seine untoten Freunde keine Schwierigkeiten geben, denn die Conollys waren völlig ahnungslos.

Sie merkten beide nicht, daß sich die Schlinge um ihren Hals immer enger zog…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 31 »Teufelstrank um Mitternacht«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 19 »Das Horror-Taxi von New York«